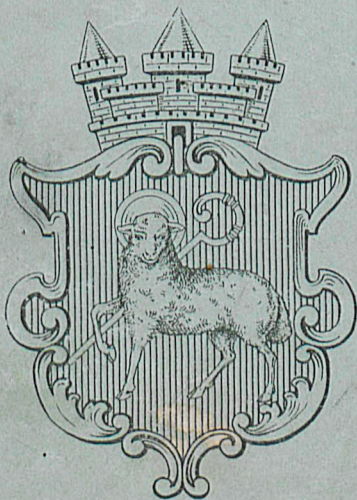


Joh. Haittenhaler

Führer

durch

Heilsberg und nächste Umgebung.



Heilsberger Stadtwappen.

Heilsberg Ostpr., 1909.

Verlag von A. Wolffs Buchdruckerei und
Buchhandlung.

Führer

durch

Heilsberg und nächste Umgebung.

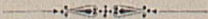
Mit einer Skizze:

„Bilder aus Heilsbergs Vergangenheit“.

Von

Benno Wolff.

Mit Illustrationen.

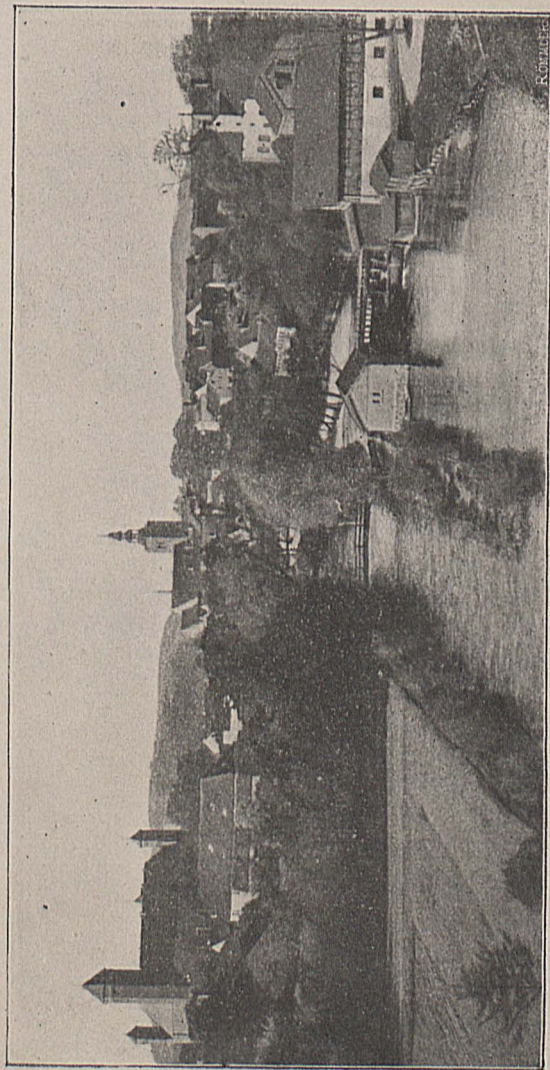


Heilsberg Ostpr., 1909.

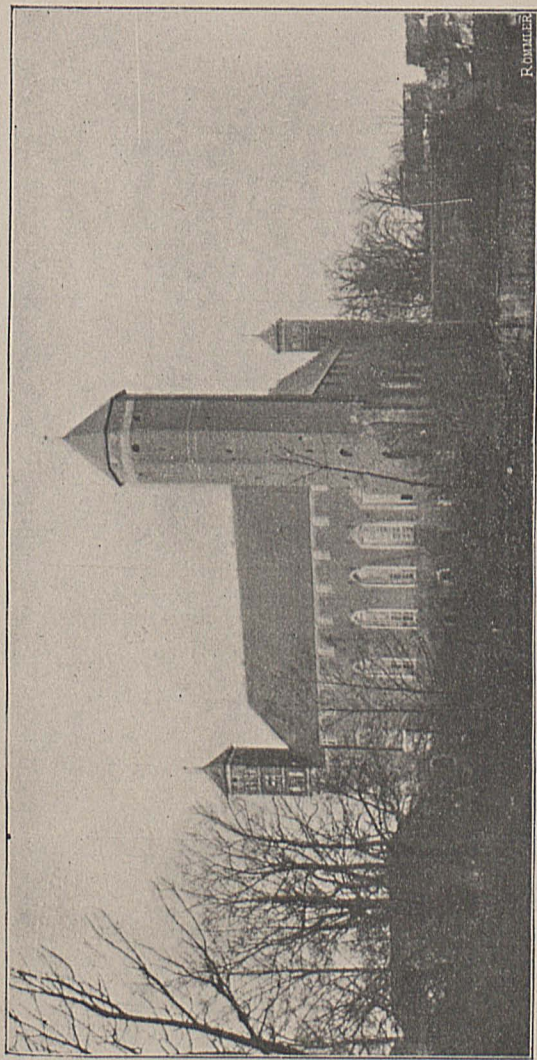
Verlag von A. Wolffs Buchdruckerei und Buchhandlung.



30240



Gesamtansicht. (Von der Møder.)



Das Schloß. (Von der Südseite.)



Das Hohe Tor.

Bilder aus Heilsbergs Vergangenheit.*)

Helten ist die Natur in Preußens übrigen Landschaften so überaus freigebig gewesen als in der Gebirgsgegend, wo das Flüsschen Simser seine Fluten in die Wasser der Alle schickt. An diesem Ort „hat sich alles vereint, was das Auge ergötzen, die Seele erfreuen und den Geist erheben kann zur Bewunderung ihrer Schönheit. Mit hohem Berge wechselt das liebliche Tal, mit fruchtreicher Ebene der fischreiche See, mit buntem Wiesenlande und ergiebigem Ackerfelde der lebendige liebliche Fluß. Kaum weiß das Auge, wo es länger in seinem Genusse ruhen soll, ob in der Ebene, wo sich das spielende Gewässer durch das blumenreiche Gelände hindurchwindet, oder auf den Höhen, wo menschlicher Fleiß in schönen Anpflanzungen den Reiz der Natur zu erhöhen gewußt.“ (Boigt, Geschichte Preußens II 406.)

Hier im alten Gau Bogesauien (nicht Ermland) erhob sich wohl schon in dunkler Vorzeit am Zusammenflusse der Alle und Simser eine Heidenburg aus Erdwällen, Gräben und Baumverhauen. Nicht unwahrscheinlich ist, daß Heilsberg der Hauptort des Gaues mit dem Sitz des Reik und des Grive war. Der Chronist berichtet, daß Heilsberg bei Ankunft der

*) Den „Führer“ finden die verehrlichen Leser Seite 47 dieses Büchleins.

Ritter vom deutschen Orden ein „Marktflecken“ namens Lecbarg gewesen sei. Der Name Heilsberg dürfte mit dieser Benennung in Verbindung stehen (Elbergas heißt litauisch Allenburg), so daß sie nichts weiter ist, als die verderbte Form einer alten preussischen Ortsbezeichnung, die soviel wie Burg an der Alle bedeutet.

Im Frühjahr 1231 begann der deutsche Ritterorden sein Eroberungswerk in Preußen. Auch Pogesanien und seine Beste am Zusammenfluß der Alle und Simser hatten sich unter das Joch der Eindringlinge beugen müssen. Wie überall im Lande wurde auch hier, im Jahre 1240 oder 1241, zur Sicherung der schwer errungenen Herrschaft ein wehrhaftes Haus vom Orden angelegt und, wie es heißt, von den Rittern hauptsächlich zum Aufenthalte benutzt. Gleich allen in jener Zeit in Preußen aufgeführten Bauwerken ward die Burg aus Holz errichtet; zu einem Steinbau fehlten damals noch Zeit und Kräfte. Trotzdem mußte die Anlage fest und widerstandsfähig geschehen. Das Blockhaus war wohl aus mächtigen Planken zusammengefügt, überragt von einem Wachturm mit einem Luginsland, zu dem vielleicht ein hoher Baum eingerichtet war, und umzogen von einem hohen Pallisadenzaun. In der Beste des stolzen Reif herrschte jetzt der furchtbare Ritter in dem weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, von den Preußen abergläubisch als eine Art höheres Wesen angestaunt. Die heidnischen Priester waren aus den Heiligtümern vertrieben, und fromme Dominikanermönche gingen von der Burg aus, im Lande die Lehre des Gekreuzigten zu predigen. Aber nur kurze Zeit sollten diese Kultur- und Glaubensboten ihre segensreiche Wirksamkeit entfalten können, schon im folgenden Jahre, 1242, ward das wehrhafte Haus beim Auslodern der ersten preussischen Empörung gleich denen von Braunsberg und Köffel dem Erdboden gleichgemacht und die Besatzung niedergemetzelt.

Am 27. April 1251 wurde Heilsberg Eigentum des Bischofs von Ermland. Dieser erhielt damals ein Drittel seiner kirchlichen Diözese, und zwar die jetzigen landrätlichen Kreise Allenstein, Braunsberg, Heilsberg und Köffel, insgesamt 76—77 Quadratmeilen als weltliches Fürstentum unter der Schutzvogtei des deutschen Ordens. Urkundlich kommt der Name Heilsberg zum ersten Male im Juni 1260 vor in der Urkunde über die Gründung des ermländischen Domkapitels durch den ersten Bischof von Ermland, Anselm. Diese geschah nämlich in „Heilsberch“, das inzwischen wieder aufgebaut worden war.

Bald darauf, am 20. September desselben Jahres, dem Vorabend des St. Matthäustages, brach der zweite preußische Aufstand, lange schon heimlich vorbereitet, los. Alles, was christlich und deutsch hieß, ward vernichtet, zertrümmert und zerstört, Kirchen und Kapellen wurden ein Raub der Flammen, die Priester unter ausgesuchten Martern hingeschlachtet. Wer nicht eiligst Rettung in den festen Plätzen finden konnte, den würgte das Schwert oder traf das harte Los der Knechtschaft. Auch das Ermland überfluteten die Wogen der Empörung. Nachdem Braunsberg erlegen war, fiel auch Heilsberg, die andere Burg des Bischofs, 1261 in die Hände der Preußen. In großer Anzahl waren die Flüchtlinge vor dem Wüten der Auführer in die schützende mit Kriegsleuten wohl besetzte Beste geeilt. Unter Glappo, dem Keif der Ermen, und Auktumo, dem von Bomesanien, umschlossen drei starke Heerhaufen mit drei Belagerungsmaschinen und anderem Kriegsgerät die Burg von allen Seiten. Mit dem Mute der Verzweifelten wehrten sich die Belagerten. Tollkühn wagten sie sogar Ausfälle gegen die feindliche Uebermacht. Bald aber gingen den Eingeschlossenen die Lebensmittel aus. Der Hunger zwang sie, ihre Pferde, 250 an der Zahl, zu schlachten und samt den Häuten aufzuzehren. Als schließlich die Not aufs höchste ge-

stiegen, und keine Hoffnung mehr auf Entsatz war, entflohen sie nächtllicher Weile heimlich aus der Baste und retteten sich auf geheimen Wegen nach Elbing. Zwölf in ihrer Gewalt befindliche preußische Geiseln führten sie mit sich, blendeten sie und schickten sie dann ihren Angehörigen zurück. Mitleid und Barmherzigkeit kannten jene wilden Zeiten nicht. Die getäuschten Preußen nahmen von der verlassenen Burg Besitz, verproviantierten sie und benutzten sie als Stützpunkt für ihre kriegerischen Unternehmungen.

Volle 13 Jahre verstrichen, bis es dem Orden gelang, das Land niederzuwerfen. Nur im Herzen des Landes gab der kleine, aber tapfere Stamm der Pogesanier Heimat und Freiheit noch nicht verloren. Noch war Heilsberg in ihrem Besitz. Doch bald nahte das rächende Schicksal. Mit starkem Heere brach der Landmeister des Ordens in den Gau, abermals entbrannte der Kampf um die wichtige Burg; sie fiel, und die Besatzung wurde erbarmungslos niedergemacht. Hartnäckig und verzweifelt versuchten die Pogesanier 1277 von neuem eine Erhebung. Umsonst! Die Herrschaft der Kreuzritter war nicht mehr zu brechen, und Heilsberg blieb in der Gewalt des ermländischen Bischofs. Die Kultur konnte ihren Einzug halten.

Am 12. August 1308 erhob der dritte Bischof von Ermland, Eberhard, ein Schlesier, Heilsberg zur Stadt und verlieh ihr das magdeburgische (kulmische) Recht. Der Ort konnte daher am 12. August 1908 mit großer Feierlichkeit sein 600jähriges Stadtjubiläum begehen. Er bestand aber schon lange vorher als größere Siedlung um die Burg; vielleicht hat er sich auch, wie andere Städte, im Anschluß an das schon lange vorhandene Preußendorf Bilnik, das jetzige Dorf Neuhof entwickelt. Bereits zum Jahre 1294 wird ein Heinrich von Heilsberg genannt. Bald wurde die Zahl der Ansiedler so groß, daß sie eines eigenen Seelsorgers

bedurften. 1305 hören wir nämlich von Heynmannus als Pfarrer. Kurz darauf, 1306, wird von einem Bürger Wyneco berichtet, was beweist, daß Heilsberg schon damals als Stadt angesehen wurde.

Bischof Eberhard besiedelte die Stadt und das mittlere Ermland mit seinen Landsleuten. Noch heute erinnert an diese Tatsache der breite, interessante schlesische, „breslauische“ Dialekt der Bewohner dieser Gegend, ferner der eigenartige Bau der Häuser um den Marktplatz (früher mit schlesischem Anklang „Ring“ genannt) mit den in das Haus einbezogenen offenen Lauben und endlich der noch vor Jahrzehnten im Ermlande blühende Flachsbau sowie die Fabrikation von Leinen in schlesischer Art. Unter den Kolonisten befanden sich auch die Verwandten Eberhards, zwei Brüder und eine Schwester mit ihren Kindern. Johannes aus Köln (bei Brieg in Schlesien), der Gatte einer Nichte des Bischofs, war der Lokator (Gründer) und erste (erbliche) Schulze der frisch aufblühenden Ansiedlung. In der Stadtrechts-Urkunde wies der Bischof dem Johannes von Köln 140 Hufen zu kulmischem Recht zur Anlage der Stadt zu, davon waren 6 freie Hufen zur Dotation der Pfarrkirche, 1 zu Bauplätzen, Höfen und Gärten für die Bürger und 20 zur städtischen Weide.

Gleich den meisten preussischen Städten entstand auch Heilsberg durch „Lokation“. Ein zuverlässiger Mann, der sich bereit erklärte, die vielleicht nicht unbeträchtlichen Vorteile des Gründungsgeschäfts zu ziehen, dem neben einem weiten Blick und Organisationstalent Geldmittel und Ansehen zur Seite stehen mußten, wurde mit der Besetzung oder, wenn der erste Kern einer Ansiedlung, wie in Heilsberg, vorhanden war, mit der weiteren Besetzung beauftragt. Der Lokator war häufig ein Verwandter oder Landsmann und Günstling des Bischofs. Er stellte das Haupt und den Vertreter der neuen Kolonie gegenüber der Landes-

herrschaft dar. Seine Würde war eine erbliche. Für das Risiko, das der Lokator bei der Gründung immerhin einging, erhielt er nicht unbedeutende Privilegien und Vorteile, ein Zehntel der gesamten Hufenzahl, einen Teil der Einnahmen von Brot- und Fleischbänken, von den Befestigungen der Mauer, ferner in Heilsberg die Hälfte der landesherrlichen Mühle am Fuße des Schlosses und völlig die einträgliche Badestube. Alsdann war er — und darin bestand der Hauptvortrag — regelmäßig erblicher Ortsvorstand, Richter, Schultheiß, Schulze (scultetus).

Eberhard gewährte der Stadt einen freien Markt am Sonnabend und gab ihr den dritten Teil von den Fleisch- und Brotbänken, von den Kürschner- und Schuhfertigen; das zweite Drittel erhielt der Lokator, den Rest behielt er sich und der Kirche vor. Außerdem erhielten die Bewohner der Stadt das Recht der freien Fischerei (für Fisch oder Kuche, nicht zum Verkauf) in der Alle, soweit sie durch das städtische Weichbild floß, sowie in dem jetzigen Großendorfer See, der damals eine weit größere Ausdehnung besaß und „Kidos“ hieß. Das Recht auf freie Fischerei in der Alle besteht für die Bürger heute noch.

In der Kathedrale zu Frauenburg wurde die feierliche Ausfertigung und Aushändigung der Stadtrechtsurkunde vollzogen. Ihr Original ist nicht mehr vorhanden. Das älteste erhaltene Exemplar der Handveste ist eine Erneuerung, die der Bischof Johann Stryprock (1355—1373) der Stadt am 18. Juli 1365 gab.

Schon während der Regierung dieses Bischofs hatte man mit der Anlage der Wasserleitung begonnen. Er hatte der Bürgerschaft zu Nutz und Frommen die Führung einer solchen nach der Stadt gestattet von einem Berge in unmittelbarer Nähe derselben jenseits der Alle, welcher von Alters her Eigentum des Bischofs

gewesen war. Der Nachfolger Johannes: Heinrich bestätigte der Stadt 1390 in einer Urkunde den freien ewigen Besitz der Leitung. Gleichzeitig verließ er ihr einhalb Morgen Land rings um die Quelle, damit dieselbe von allen Seiten umzäunt und so vor Beschädigungen und Verunreinigungen geschützt werden könne. Dagegen war die Bürgerschaft verpflichtet, den Brückensteg über die Aße, auf dem die Röhrenleitung entlang lief, zu unterhalten. Derselbe sollte für die Bischöfe jederzeit einen bequemen Zugang vom Schlosse nach der Stadt und der Pfarrkirche bilden. Die Wasserleitung reichte aber vor Einführung der Pumpen nur bis zum Ende der Röhrenbrücke, von wo sie alsdann in das Innere der Stadt fortgesetzt wurde. Noch vor kurzem zog sie sich auf dem alten Wege zwischen Eckertsberg und fürstlichem Garten über die Röhrenbrücke zur Stadt und versorgte dieselbe wie ehemals mit frischem Quellwasser, bis sie schließlich in neuester Zeit einer modernen Wasserleitungsanlage gewichen ist. Der Platz zwischen der Röhrenbrücke und dem bischöflichen Garten wurde der Stadt zum Holzschneiden und als Seilerbahn freigegeben. Noch heute erinnert hieran die „Seilergasse“ zwischen Eckertsberg und fürstlichem Garten, die auch jetzt ab und zu noch als Seilerbahn benutzt wird.

Um die Hälfte des 15. Jahrhunderts umfaßte das Weichbild der Stadt etwa 180 (heute 145) Hufen. Merkwürdigerweise befand sich kein Gemeindewald dabei. Zwar hatte der Bischof Herrmann von Prag den Schulzen Wilko und Eberhard 20 Hufen Heide bei Lautern geschenkt, und waren diese nach dem Aussterben des Schulzengeschlechts wahrscheinlich in den Besitz der Stadt gelangt, durch die Ungunst der Zeiten und die Nachlässigkeit des damaligen Magistrats aber derselben wieder verloren gegangen. Da sich nun bald Mangel an Holz einstellte, und dieser mit der Zeit immer drücken-

der wurde, verließ der Bischof Simon Rudnicki der Stadt auf Bitten des Rats und der Bürgerschaft im Jahre 1619 beim Dorfe Rosberg 6 Hufen Wald.

Im Weichbild der Stadt besaß der Bischof außer Biluit, das in ein bischöfliches Tafelgut umgewandelt worden war und den Namen „Neuworwerk“ erhalten hatte, nur die sogen. Schloßfreiheit, d. h. den Grund und Boden, auf dem die Burg und die Mühle mit ihren Wirtschaftsgebäuden und Gärten lagen, einen schmalen Streifen am rechten Ufer, der sich nach Osten bis zur Simser zog.

Nach und nach war auch Markeim in den Besitz der Stadt gelangt. Schließlich wurde es Stadtdorf von Heilsberg, ein Verhältnis, das erst 1807 mit der Aufhebung der Erbuntertänigkeit gelöst wurde.

Nach einem im Mittelalter geübten Brauche pflegten die Bischöfe ihre Residenz nicht bei der Kathedrale aufzuschlagen, weil ihre Eigenschaft als Landesherren und Reichsfürsten eine Hofhaltung nötig machte, deren Gepränge nicht mit der beschaulichen Stille des Chordienstes vereinbar schien. Deshalb wählte der ermländische Bischof nicht Frauenburg, sondern Heilsberg als Residenz, das durch seine Lage in der Mitte des Landes für einen Regierungssitz sehr geeignet war. Johann I. von Meißen war es, der 1350 in Heilsberg ständig Residenz nahm, nachdem schon seine Vorgänger häufig dort gewohnt hatten. Von diesem Zeitpunkte bis zum Jahre 1772, der Einverleibung Ermlands in Preußen, haben die ermländischen Bischöfe ununterbrochen in ihrer Stadt an der Alle residiert. Als Residenz bildete Heilsberg den Mittelpunkt des kleinen Fürstentums. Hier liefen alle Fäden der Justiz, Verwaltung und Diplomatie in den Händen des Fürstbischofs zusammen, der seit dem Jahre 1357 anerkannter deutscher Reichsfürst war und etwa 200 Jahre später auch „Präsident der Lande Preußen“ d. h. Stellvertreter des Königs

von Polen wurde. Während der Selbstständigkeit Ermlands befand sich in Heilsberg der oberste Gerichtshof, das „Fürstbischöflich-Ermländische Landvogteigericht“. Diese Bezeichnung trug das Gericht noch bis in das vorige Jahrhundert hinein. Unter diesen Umständen mußte natürlich auch das Handwerk gedeihen, der Handel blühen und der Wohlstand wachsen. Von welcher Unternehmungslust damals die Heilsberger Bürger waren, beweist die Nachricht aus dem 15. Jahrhundert, daß einige von ihnen Danziger Schiffsparte besaßen und häufig überseeische Geschäftsreisen antraten.

In der üblichen Weise wie in anderen Städten bildeten sich auch in Heilsberg auf der Grundlage des fulmischen Rechts die städtischen Einrichtungen heraus. Es ist anzunehmen, daß ebenfalls hier von Anfang an ein Kollegium der consules (Ratmänner) mit dem Bürgermeister (proconsul) an der Spitze als oberste Verwaltungsbehörde bestand. In der ersten Zeit wurden die Ratmänner und der Bürgermeister noch von der Gemeinde gewählt. Der erste Bürgermeister, dessen Namen wir kennen, ist Heinemann Vöublin oder Loybil (1338). Später wählte der Rat seine Mitglieder allein ohne Mitwirkung der übrigen Bürger aus den Beisitzern des Stadtgerichts, den Mitgliedern des Schöppenstuhles. Das landesherrliche Bestätigungsrecht wurde in der Weise ausgeübt, daß der Bischof die Bürgermeister aus je 3 vom Rat vorgeschlagenen Ratmännern, diese aber aus je 3 Schöppen ernannte, die gleichfalls vom Rat in Vorschlag gebracht wurden. Nicht immer richteten sich jedoch die Bischöfe nach dieser durch das Herkommen sanktionierten Form. Seitdem sie in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Heilsberg ihre dauernde Residenz genommen hatten, war es für sie naturgemäß von großer Wichtigkeit, daß Bürgermeister und Rat ihnen ergeben waren. Um dieses Ziel zu erreichen, nahmen sie es mit dem Recht der Stadt nicht sehr genau.

So kam es denn schließlich nach zeitweiligen ernsten Mißthelligkeiten unter dem Bischof Franz Kuschmalz (1424—1457) dahin, daß der Bischof bei den Wahlen von Bürgermeister und Rat völlig den Ausschlag gab. Es durfte nur gewählt werden, wer dem Landesherrn genehm war.

Neben dem Rat nahm der Schultheiß eine hervorragende und einflußreiche Stellung ein. Es ist erklärlich, daß dies bald den Neid und die Eifersucht der Bürger hervorrief, da das Schultheißenamt mit seinen Vorrechten ein großes Hindernis für die selbständige Entwicklung des städtischen Gemeindegewesens bildete. In der Mitte des 14. Jahrhunderts brachen zwischen dem Schultheißen Wilko, dem Sohne des Johannes von Köln, und dem Rat erbitterte Kämpfe aus, die allmählich den Haß zwischen den Parteien aufs höchste spannten und alle Verhältnisse vergifteten. Endlich gelang es dem Bischof Johannes II. Strypock, durch ein Schiedsgericht den Streit am 15. Juni 1357 beizulegen.

Das Geschlecht der Gründer Heilsbergs starb bald im Mannesstamme aus. Der letzte Erbschultheiß von Heilsberg, Johannes Skulteti (Schulz), vermutlich noch ein Sohn Wilkos, hatte sich entschlossen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er veräußerte deshalb am Tage seiner Priesterweihe im Jahre 1384 mit Genehmigung des Landesherrn, des Bischofs Heinrich Sorbom, das ihm gemäß dem Rechte der Erbfolge zugefallene Schulzenamt für 200 Mark (1 gute alte Mark = 18 heutige Reichsmark) an den Rat seiner Vaterstadt. Fortan versah ein Mitglied des Rats das Amt des Schultheißen und leitete nunmehr als Richter die Verhandlungen des städtischen Schöppenstuhles, der aus dem Schöppenmeister und 7 Schöffen bestand.

Wie der Rat gegenüber dem Schultheißen, so waren auch die einzelnen Gewerkschaften dem Rat

gegenüber bestrebt, eine von diesem unabhängige Stellung zu erhalten. Dabei gingen namentlich die handfesten Fleischer voran. Diese erreichten denn auch bald ihr Ziel, ihre Forderungen wurden den 20. März 1359 durch den Bischof Johann II. Strypock erfüllt. Dies wird dann wohl ebenso mit den anderen Gewerken geschehen sein, den Hockern oder Krämern, den Bäckern und Schustern, den Gewandschneidern und Tuchschereern, ein Gewerbe, das, wie überall im Erm-land, auch in Heilsberg in hoher Blüte stand. Ueberhaupt erfreute sich daselbst Kaufmann wie Handwerker eines großen Wohlstandes. Das Bierbrauen und Branntweinbrennen wurden ebenfalls rege betrieben, daneben aber auch die Landwirtschaft nicht vernachlässigt, hatte die Stadt doch unter den ihr durch die Handveste verliehenen 140 Hufen 119 Ackerhufen.

*

*

*

Die ersten Bauten der Ansiedler bestanden nur aus Holz. Noch im 15. Jahrhundert gehörten Steinbauten in den ermländischen Städten zu den Seltenheiten. Holz als Baumaterial galt für so selbstverständlich, daß einzelne aus Stein erbaute Häuser ausdrücklich als etwas Merkwürdiges mit dem Namen „Steinhaus“ bezeichnet wurden. Erst, als die Zeiten nicht mehr so wild und kriegerisch waren, als Ueberfälle und andere Gefahren nicht mehr so häufig drohten, das mühsam Aufgerichtete jählings zu zerstören, als der Bürger nicht mehr in ewiger Besorgnis auf der Wacht zu stehen brauchte, erst dann begann man auch die gewöhnlichen Wohnhäuser aus festem Material für die Dauer aufzubauen. Die öffentlichen Gebäude, wie Rathaus und Kirche, die Stadtumwallung und die Burg pflegte man allerdings schon früher in widerstandsfähigen und würdigen Formen aufzurichten.

Um diese Zeit machte sich gebieterisch das Bedürfnis nach einem geeigneten Baumaterial geltend. Da

sich in Preußen zusammenhängendes Gestein in ausreichender Menge nicht vorfand, mußte ein künstlicher Baustein geschaffen werden. In der Mitte des 14. Jahrhunderts begann man deshalb allgemein mit der Einrichtung von Ziegelscheunen. In Heilsberg befand sich die Ziegelscheune auf dem früher Tolksdorf-Ruhnschen Terrain am Bahnhof. Den Lehm zum Brennen entnahm man den Aeckern am Großendorfer Wege, eine Gegend, die heute noch zu demselben Zwecke ausgebeutet wird. Die Anlage eines Ziegelofens war Vorrecht der Stadt, der einzelne Bürger durfte nicht Ziegel brennen.

Allmählich verschwanden die ursprünglichen Bohlenhäuser, deren Giebel einfach verschalt war, und Häuser im Fachwerkbau, preußische Mauer genannt, traten an ihre Stelle. Sie waren lang und schmal und fehrten ihren Giebel, nicht die breite Seite der Straße zu. Ihr geringer architektonischer Schmuck bestand in Musterung durch künstliche Ziegelstellung, wie sie noch heute an der Heilsberger Stadtmauer zu bemerken ist; ferner in Verschlingung oder buntem Anstrich des Holzwerks, kunstvoller Kreuzung der Riegel am Vorder-Giebel und in Inschriften, die in den Hauptbalken eingeschnitten waren nebst der Jahreszahl der Erbauung. Manchmal waren die einzelnen Häuser durch einen schmalen Gang getrennt.

Zur Haustür, die im Hauptgiebel angebracht war, trat man nicht unmittelbar ein, sondern über die Vorlaube (Laube), das Vorhaus oder den Beischlag. Die Lauben wurden teils als Kaufläden teils zum Sitzen benutzt. Das Innere enthielt nur wenige Räumlichkeiten. Neben der Haustür befand sich rechts oder links ein kleines Zimmer mit einem großen mehrfach getheilten Fenster. Durch den Flur gelangte man in ein hinten liegendes, größeres Zimmer, das gleichzeitig Wohn- und Wirtschaftszwecken diente. Die oberen

Räume gebrauchte man meist als Vorratskammern, in ihnen wurden gewöhnlich Getreide und Wirtschaftsgeräte aufbewahrt. Die Wände waren innen mit Lehm verstrichen und mit Kalk weiß getüncht. Häufig besaßen sie auch getäfelte Holzverkleidung, die regelmäßig vor hohen Festtagen gereinigt und gewaschen wurde.

Jedem Ansiedler, der sich in der Stadt niederlassen wollte, hatte man anfangs in der Regel zunächst ein nach Ruten ausgemessenes Stück Land in der Umwehrung zur Anlage von Haus und Hof angewiesen. Seine Größe war je nach der Lage verschieden, der Plan am Markt meist kleiner und schmaler wie in den anderen Straßen. Wer über weniger Mittel verfügte, erhielt in einem entlegeneren Teile der Stadt nur eine halbe oder viertel Hofstelle.

Je nachdem die Bürger ganze Häuser (Hofstellen) oder solche zu einem geringern Anteil in ihrem Besitz hatten, schieden sie sich in Groß- und Kleinbürger. Die Großbürger waren die Besitzer der Hufen außerhalb der Stadt, die sog. Hüfner. Ihrem größeren Hausanteil entsprechend hatten sie auch eine umfangreichere Holzungs- und Weidgerechtigkeit als die Kleinbürger. Ihren Vorrechten standen jedoch in gleichem Maße Pflichten gegenüber. Sie wurden zu den Leistungen für das städtische Gemeinwesen natürlich bedeutend stärker herangezogen als der Kleinbürger. In Heilsberg gab es halbe und viertel Häuser, auch halbes und viertel Erbe, die letzteren Buden geheißten. Jedes Haus besaß als unabtrennbares Gartenland ein kleines Stück von wenigen Morgen auf dem sog. Morgenplan, der einen Teil des zinsfreien Gemeinlandes bildete. Das Land wurde nach dem System der Dreifelderwirtschaft bewirtschaftet. Auf das Brachland durfte auch der Kleinbürger sein Vieh treiben. Infolge des geringen Landbesitzes war es diesem wohl nur möglich, eine Kuh und wenige Schweine zu halten, während der Groß-

bürger auch Pferde und Jungvieh in größerer Anzahl hielt. Die Heilsberger Kleinbürger besaßen aber ebenfalls Pferde. Im Jahre 1532 kam es zwischen den Hüsfern und den Hausbesitzern zu $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Erbe zu einem Streit, weil jene diesen das Weiden nicht gestatten wollten. Da die Parteien sich nicht einigen konnten, wurde die Entscheidung des Bischofs Mauritius Ferber angerufen, der den Zwist dahin beilegte, daß jeder der Kleinbürger bis zu 4 Pferden gegen ein geringes Entgelt an die Hüsfer auf die Hufenweide treiben durfte. Das Jahr darauf wurde eine Hüsfer-Willkür erlassen, die die Benutzung der Hufen und die Verpflichtung der Kleinbürger zum Scharwerk genau ordnete. Die Schweine gingen gemeinsam vor einem Gemeindegirten; Ziegen durften bei der Stadt nicht gehalten werden; das Gras von Vieh, Kälbern, Schweinen und Pferden auf dem Stadtwall war streng verboten, ebenso das Jagen und Garnstellen im Getreide.

Die Großhüsfer waren diejenigen, welche bald ausschließlich die städtischen Aemter einnahmen. Der kleine Mann hatte dazu nicht die erforderliche Zeit, das nötige Geld, und besaß auch nicht das genügende Ansehen. Anfangs waren die städtischen Stellen wohl reine Ehrenämter, ihre Verwaltung mußte unentgeltlich geschehen. Erst später bekamen Bürgermeister und Ratsherren aus den städtischen Einnahmen eine Entschädigung, in der Regel einige Fuder Heu aus den Rossgärten, einige Hundert Ziegel aus den Ziegeleien, einige Fuhren Holz aus dem Stadtwalde und die Freiheit, ein Gratial Bier ohne Braupfannengeld und Accise zu brauen. Die Bürgermeister erhielten dazu noch gewisse Sporteln aus dem Abschluß von Kauf- und anderen Verträgen, dem Bürgergeld, Bodenzins und den Stand- und Torgeldern von den verschiedenen Wochen-, Jahr-, Vieh- und Pferdemarkten. So bildete sich im Laufe der Zeit aus den „Ratsfamilien“ ein städtisches Patriziat.

In den Städten war eine volle Trennung von Verwaltung und Justiz nicht durchgeführt, alle städtischen Organe wirkten nach beiden Seiten hin. Der Rat verfügte mit Zustimmung der Gemeinde über das Stadtgut, vertrat die Stadt in rechtlicher Beziehung wie in Handelsangelegenheiten nach außen und erließ Ordnungen und Willküren über Markt- und Polizeiwesen, Handel und Wandel. Vor dem Rat wurden ferner alle Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit über Grundstücke und bewegliches Gut verlautbart.

Sprach man von dem Rat, so hieß es immer der „ehrsame Rat“ (spectabilis magistratus). In wohlgesetzten Worten begannen und schlossen die von ihm ausgestellten Urkunden: „Wir Bürgermeister und Ratmannen tun kund hiermit und bekennen vor Jedermännlichen“ oder „tun kund für uns und unsere Nachkommen allen und jeden, denen solches zu wissen vonnöten . . . Beloben solches für uns und die ganze Stadt, starr, fest und unverbrüchlich zu halten. Deß zu mehr Sicherheit und Verkündt der Wahrheit haben wir unser Stadtsiegel hier untenan wissentlich bringen lassen. Datum Heilsberg auf Unserm Rathaus“. In der Kirche hatte der Rat seine Sige hinter dem Altar der hl. Anna, später unter dem Titel der hl. Jungfrau und dann des hl. Josef benannt. Er unterhielt diesen Altar und hatte dafür als Patronatsherr anfangs auch einen eigenen Priester bestellt, der täglich Hören und Messe las. Bei den feierlichen Prozessionen stand den Bürgermeistern der Borantritt zu.

Auch in Heilsberg erließ am 6. November 1534 der Rat mit Genehmigung des Bischofs Mauritius eine „Willküre“ für die Stadt. Diese Urkunde ist von großem Interesse, denn sie beleuchtet hell die wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse jener Zeiten. Ihre 119 Artikel behandeln eingehend den Erwerb des Bürgerrechts, die Pflichten des Bürgers, das Brauen

und Schenken, das Feuerlösch- und Bauwesen und die Ordnung in den Gewerken (Gilden). Weiter treffen sie Anordnungen über die Aufrechterhaltung der allgemeinen Sicherheit, über das Beziehen der Stadtwache durch die Bürger, über den Hopfenbau, die Benutzung der Stadtfreiheit, über den Betrieb des Hockergewerbes, über Markt und Straßenordnung sowie über das Umgehen mit brennendem Licht. Endlich verbietet die Willkür das damals sehr beliebte „Doppelspiel“, regelt die Bezahlung für die aus den städtischen Ziegel- und Kalköfen entnommenen Ziegel und den entnommenen Kalk, die Erlegung des jährlichen Zinses, der am St. Martinstag, sobald die Ratsglocken läuteten, aufs Rathaus gebracht werden mußte, und die Rechtsverhältnisse auf den Hufen. Für jede Uebertretung der Vorschriften ist eine bestimmte Strafe festgesetzt. Man sieht: es ist eine reichhaltige städtische Gesetzesammlung, wohl darauf bedacht, die Interessen der Bürger in jeder Beziehung praktisch zu regeln.

Ausnahmslos lag den Bürgern die Pflicht zur Unterhaltung der Mauer ob, desgleichen zum Wachtdienst, welcher in Heilsberg der Reihe nach persönlich zu leisten war. Beim Aufgebot des Landesherrn zu Kriegsreisen mußte jeder in der Stadt begüterte Bürger sowie jede begüterte Bürgerin sich zum Waffendienst stellen oder diesen durch einen Stellvertreter leisten. Auch die einzelnen Gewerke waren verpflichtet, einen oder mehrere Gewappnete zu stellen oder die Kosten dafür zu erlegen. Als Waffen dienten Sturmhut, Federspieß und Plate, später Flinte und Säbel (Ober- und Untergewehr). In der Folge schafften sich die Zünfte sogar Hakenbüchsen an, die auf dem Wall aufgestellt und vornehmlich zum Salut- und Böllerschießen gebraucht wurden.

Niemand durfte im eigenen Hause kauflschlagen, sondern mußte seine Waren an den von der Obrigkeit

bestimmten Stätten feilhalten. Dies geschah in Heilsberg in den an das Rathhaus angebauten Hakenbuden, die ihren Namen daher trugen, weil sie sich in die Mauern einhaken. Das Rathhaus wurde deshalb auch häufig Kaufhaus genannt. Nur auf diese Weise konnte Aufsicht über die Beschaffenheit der Waren und über die Größe des Umsatzes zum Zwecke der Zinserhebung geführt werden. Die Hakenbuden umschlossen das Rathhaus mit Ausnahme der nördlichen von allen Seiten. 1772 wurden die Verkaufsstände, die solange in ihnen bestanden hatten, unter die Lauben verlegt.

Zur wesentlichen Förderung der bürgerlichen Interessen diente die Vorschrift, daß niemand, der nicht persönlichen Aufenthalt in der Stadt nehmen wollte, irgend ein Grundstück darin erwerben konnte. Nur der durch festen Besitz mit allen seinen Interessen an das Gemeinwesen Gebundene wurde als ein zuverlässiges und anhängliches Mitglied angesehen. Auch den Orden und den Ordensangehörigen war jeder Erwerb eines städtischen Bürgergrundstücks verwehrt. Die Intention des deutschen Ritterordens, der Bischöfe und der Kapitel ging damals dahin, die Ansammlung städtischen Grundbesitzes in der toten Hand zu verhüten. So kommt es, daß in Heilsberg erst verhältnismäßig spät eine Klosterniederlassung erfolgte. (1586 durch die Schwestern von der hl. Katharina.) Das Kloster liegt wie einst noch heute in der „Klosterstraße“.

Ihre Bildung erhielten die Kinder der Bürger in der Stadtschule. Eine solche wird in Heilsberg zuerst im Jahre 1497 erwähnt. Sie hat sicher schon lange vorher bestanden. Es war eine Trivialschule, in der die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und Kirchengesang sowie in den drei Künsten des Triviums: lateinische Grammatik, Rhetorik (Ausbildung im Lateinsprechen) und Dialektik oder Logik unterrichtet wurden. Der Vorsteher der städtischen Trivialschule war ge-

wöhnlich ein auf der Universität gebildeter Magister, der vom Pfarrer angestellt wurde. Im Mittelalter wurden auch manch arme Schüler aufgenommen. Sie brauchten kein Schulgeld zu zahlen, ihren Lebensunterhalt bettelten sie sich zusammen, indem sie vor den Türen der Häuser geistliche Lieder sangen. Dies nannte man Kurrende. In Heilsberg hatte sich dieser Brauch, „Circuite“ geheißsen, wenn auch in anderer Form noch bis in das 19. Jahrhundert erhalten.

Außerdem gab es in Heilsberg noch die „Preußenschule“. Nachdem Bischof Johann Stryprock (1355 bis 1373) durch den Bau des ausgedehnten Schlosses Räumlichkeiten für eine größere Anzahl Schloßbewohner geschaffen hatte, gründete er daselbst eine bischöfliche Schule. Diese sollte vornehmlich der Ausbildung von jungen Preußen zu Geistlichen dienen. Bei der Einrichtung der Schule handelte es sich wahrscheinlich um keine Neugründung, sondern um Verlegung einer bisher in Wormditt bestandenen nach der bischöflichen Residenz. In einer Urkunde vom Jahre 1343 wird nämlich bereits von Scholares auf dem Schlosse zu Wormditt gesprochen, die auf Kosten des Bischofs unterhalten und gekleidet wurden. Die Preußenschule bestand — vielleicht mit einigen Unterbrechungen während der Kriege — bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Chronist Lukas David kannte wenigstens einen in ihr gebildeten Pfarrer in Gr. Kleeberg. „Noch kurz vor meinen Zeiten — so berichtet er — hat man im Schlosse Heilsberg eine Schule gehalten für die preußischen Knaben, und wird das Gemach oder ihre Schule, darinnen sie ihre Lehre und Uebungen gehabt, noch auf den heutigen Tag genannt“. Die Zöglinge der Preußenschule speisten zusammen mit ihren Lehrern an einem besondern Tische bei der bischöflichen Hostafel in dem großen Saale (Remter).

Die Bürgermeister der größeren Städte saßen,

wenn sie zu Hofe geladen waren, an dem Tisch des Bischofs, der ersten der 10 Tafeln, in Gesellschaft ihres Landesfürsten, des Kanzlers, Vogtes, der Domherren und Aebte sowie der Deutsch-Ordens- und anderen Ritter. Die Ratsmitglieder aßen an dem zweiten, dem sog. Konvents- oder Schaffuertisch neben dem Schaffner, den Hofgeistlichen, dem Kämmerer, dem Notar, dem Burggrafen von Braunsberg, den Lehnsleuten und übrigen Gästen. Den dritten, Notartisch, nahmen die Notare des Generaloffizials und des Bistumsvogtes, der Oberfisch- und Forstmeister, die übrigen Burggrafen, die Schulzen und Schöppen von dem vierteljährlichen Landding, die Begleitung der Domherren und die Oberaufseher in der Schloßwirtschaft ein. Vier Tische waren für die Schloßdienerschaft aufgestellt, an einem speiste man die Armen, jedes mal 3—4 an der Zahl, an dem letzten hatten die Herolde und Gaukler ihren Platz.

Einen Artushof wie Braunsberg besaßen die Heilsberger nicht. Ihren gemeinschaftlichen Sammelpunkt bildete dafür die Corporis-Christi- (Hl. Leichnams-) Bruderschaft oder Schützengilde. Die Schützengilden hatten den Zweck, die Bürgerschaft für den Kriegsfall vorzubereiten und in dem Gebrauch der Waffen zu üben. Bei dem religiösen Sinne jener Zeit war diesen Vereinigungen in der Regel ein kirchliches Element beigemischt, so hatten sie einen Schutzheiligen, gewöhnlich St. Sebastian, welcher den Martyrertod durch Pfeilschüsse erlitt. Die gebräuchlichste Waffe war die wirksame Armbrust, die eigentliche Bürgerwaffe. Die Uebungen fanden in Schützenhäusern, Schießbahnen und Schießgärten statt. Die alljährlichen Schützenfeste waren der Gipfelpunkt der städtischen Vergnügungen und wurden namentlich im 15. und 16. Jahrhundert mit großem Glanze gefeiert. Mit der Einführung des Schießpulvers bildeten sich auch Schützengesellschaften für

„Feuergewehre“. Daneben bestanden aber die alten fort. Mit der neuen Art der Kriegsführung verloren die Schützengilden allmählich ihre alte Bedeutung und dienten mehr dem Vergnügen.

Die Heilsberger Schützengilde wurde 1354 gegründet, dann unter dem Bischof Franz Ruhshmalz (1424—1457) im Jahre 1443 privilegiert.

Am 23. April 1546 bestätigte dies Privileg in seiner Neuordnung der Bischof Johann IV. Dantiskus (1537—1548). Das Original von der Erneuerung der alten „Willküre“, auf Pergament gefertigt, befindet sich im Pfarrarchiv zu Heilsberg. Es gibt interessante Aufschlüsse über die Organisation der Bruderschaft. Nach den Worten des Bischofs sollen die Brüder durch sie „zur Wehre auf der Mauer und zu Göttlichem Dienst in der Kirche geübt werden.“

Die Aufnahme stand allen frei: Kaufleuten und Mälzenbräuern, Bürgern und Handwerkern, überhaupt jedem, der einen unbefleckten Namen besaß. Auch Frauen waren von der Mitgliedschaft nicht ausgeschlossen. Der Eintretende mußte 20 Schrot und 1 Pfund Wachs erlegen, wogegen er für das erste Jahr den Schießgarten frei hatte. Zur Beratung der betr. Angelegenheiten fand eine sogenannte Morgensprache statt. Einmalige Versäumnis derselben kostete 1 Schilling, dreimalige 1 Pfund Wachs Strafe. Das so einkommende Wachs wurde im Kirchendienst verwandt. Die „Morgensprache“ durfte unter Strafe des Ausschlusses nicht verraten werden, sie hätte denn gegen die Obrigkeit, den Bischof oder Rat der Stadt gerichtet sein müssen.

Da die Bruderschaft eine christliche war, hatte sie einen eigenen Altar, eigene Kirchengерäte und einen eigenen Geistlichen. Dieser erhielt eine angemessene Remuneration. Ferner mußte ihm sein Haus, mit dem Landbesitz verbunden war, in gutem Zustande gehalten

werden. War kein Priester da, welcher die Stelle bei der Bruderschaft bekleiden konnte, so sollte von den Zinsen des offenstehenden Geldes eines Heilsberger Bürgers Sohn studieren gelassen und zum Priester herangebildet werden, um später dies Amt zu verwalten.

Am Montag zu Pfingsten fand das Schützenfest statt. Keine andere Gilde oder Bruderschaft durfte zu dieser Zeit ihr Fest feiern. Jeder Bruder war bei Strafe $\frac{1}{2}$ Pfundes Wachs verpflichtet, zu erscheinen. Den König des vergangenen Jahres an der Spitze zog man dann mit Bogen, Köchern und Pfeilen am Nachmittage zum Bogelschießen in den Schießgarten. Dort war an einer hohen Stange ein Vogel befestigt. Jeder Bruder hatte drei Schüsse. Die Preise bestanden in einem ungarischen Gulden oder einem Bogen, einem Paar Handschuhe und einem Kranz. Der König hatte den ersten Schuß. Wer an erster Stelle ein Stück vom Vogel abschöß, wurde mit dem Kranze geschmückt, wer als zweiter ein Stück des Vogels abtrennte, erhielt die Handschuhe. König wurde derjenige, welcher den ganzen Vogel herabschoß. Er empfing als Lohn den Bogen oder den ungarischen Goldgulden. Davon mußte er jedoch den Brüdern „eine Tonne Bier und zwei Schinken geben, er wolde dan von gutem Willen was mehr tun“. Errang jemand drei Jahre hintereinander die Königswürde, so mußten ihm die Brüder neben dem gewöhnlichen Preis noch „zu Tribut zwei ungarische Gulden geben, darumb, daß er sich die drei Jahr so ehrlich im Königreich gehalten“. Der Gebrauch von fremden Bolzen und Pfeilen war bei $\frac{1}{2}$ Pfund Wachs verboten. Auch ein Nichtmitglied konnte unter gleichen Bedingungen die Königswürde erlangen.

Unter großem Jubel wurde dem neuen König der abgeschossene Vogel vom Bürgermeister mit anerkennenden Worten umgehängt. Der so Geschmückte

mußte dabei versprechen, den Vogel an seinem Schilde ausbessern zu lassen und nach Ablauf des Jahres unbeschädigt wieder auszuliefern. Unter dem Ehrengelichte der Bruderschaft und der Bürger wurde er alsdann nach Hause gebracht.

Der Schießgarten, vor dem hohen Thor an der Straße nach Wörmitt („Mehlsacker Chaussee“) gelegen, war der Ort, an dem die Brüder mit ihren Familien häufig im Jahre zu ihrer Erholung und ihrem Vergnügen zusammen kamen. Der Eintritt mit Wehr und Waffen in ihn war verboten. Friedlich saß man hier beim Bier und pflog friedliche Gespräche. Gäste einzuführen war gestattet, ein Unfreier jedoch hatte keinen Zutritt. Wer sich im Garten betrank oder ungebührlich benahm, wurde mit $\frac{1}{2}$ Pfund Wachs bestraft. Zu bestimmter Zeit wurde der Garten geschlossen.

Au dem edlen Heilsberger Gerstensaft, den um die Mitte des 15. Jahrhunderts einst zwei lustige Ordensbrüder „Schreckensgast“ taufte, eine abfällige Kritik zu üben, scheint sehr verpönt gewesen zu sein, denn der Artikel 22 der Corporis Christi-Willkür besagt: „Wer mit der Bruder Byer unbescheiden ist, er sey Frau oder Mann, der verbüßet eine Tonne Byer und ein Pfundt Wachs, danach der gebrochen ist.“ Tatsächlich war aber das Heilsberger Bier sehr gut; es ging 1772 weit in die Umgegend und fand seinen Absatz sogar bis nach Warschau.

Für den Todesfall eines Mitgliedes wurden 8 eigens dazu erwählte Brüder delegiert, dem Verstorbenen das letzte Geleit zu geben. Ihr Amt war auch, am Tage Corporis Christi in der Kirche die Kerzen zu tragen. Für ihre Dienste erhielten sie eine kleine Vergütung. Acht Tage nach Corporis Christi-Tag wurde eine Seelenmesse für die verstorbenen Mitglieder gehalten. Das Institut der Aechtmänner, deren Hauptaufgabe die Mitwirkung bei Begräbnissen war,

erhielt sich noch nach dem Ende der Corporis Christi-Bruderschaft. Diese hat zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wo die sogenannte Morate-Bruderschaft (1707) eingeführt wurde, aufgehört. Der Achtmännerverein, welcher noch 1856 neue Statuten erhielt, löste sich im Jahre 1871 auf. Das Schießhaus, das sich an das hohe Tor lehnte, ward 1784 abgebrochen. Mit der Occupation, 1772, wurde das Scheibenschießen freiwillig eingestellt, bis man es 1802 auf den Schießbergen wieder aufnahm und in neuerer Zeit in der Damerau fortsetzte.

Ueberhaupt stand das städtische Vereinsleben im Mittelalter in höchster Blüte. Die verschiedenen Berufe und Stände schlossen sich zu Korporationen zusammen, das Handwerk organisierte sich nach seinen einzelnen Zweigen in Zwangszünften (Zimmungen, Gilden, Gewerken). Die Satzungen derselben (Willküren, Statuten, Rollen) wurden von dem Rat der Stadt erlassen, bedurften aber zu ihrer Gültigkeit der Genehmigung des Bischofs. Nach innen genossen die Zünfte freie Selbstverwaltung, vermöge deren sie in den Artikeln ihrer Rollen alles bis ins eingehendste regeln konnten. So gibt z. B. die Rolle der Tischlerinnung in Heilsberg ausführliche Vorschriften über die Abhaltung der Gewerksversammlungen, über die fremden Gesellen, über die Meisterwürde und ihre Erlangung, Meistersöhne und Lehrzeit, über das Verhältnis zu anderen Handwerkern und zu den Konkurrenten, über das Verhältnis zu Kirche und Obrigkeit, über die Gesellen, die Fremde und das Wandern sowie schließlich über die Strafen.

Die Handwerksvereinigungen jener Zeit zeichneten sich aus durch ein ausgeprägtes Standesbewußtsein, eine große Solidarität der Interessen und durch einen hohen Gemeinfinn. Jeder Meister war gleichberechtigt zur Benutzung der gemeinschaftlichen Anstalten, der Walk-, Loh- und Schleifmühlen, Wollküchen, Färbehäuser usw.

Ganz wie heute pflegten einige Gewerke ihren Bedarf an Rohstoffen gemeinsam zu beziehen. Jeder Zünftler setzte seinen Stolz darin, gute und tadellose, „nicht wandelbare“ Ware zu liefern. Ueberall wurde auf Ehrlichkeit und Anstand in Handel und Verkehr gehalten. Außer der polizeilichen Kontrolle durch den Rat gab es von Gewerkswegen die „Schaumeister“, die Innungsvorsteher, welche die Produkte der Mitglieder in regelmäßigem Umfang prüften, ausmaßen und taxierten. Es galt für unehrenhaft, sich gegenseitig Konkurrenz zu machen und einander die Kunden zu „entspähen“. Jeder unlautere Wettbewerb wurde von vornherein unmöglich gemacht. Es herrschte das Prinzip der geschlossenen Zünfte, d. h. die Zahl der privilegierten Meister, welche auf den in den Hakenbuden eingerichteten Bänken des Rathauses handeln durften, war von Anfang an durch die Handveste festgelegt. Auch innerhalb der Zünfte hatten die Handwerker keine Konkurrenz zu fürchten, denn über die durch die Rollen bestimmte Zahl der Gesellen (1—2) und Lehrlinge (2) durfte niemand hinausgehen. Alle Streitfälle in dieser Richtung wurden nicht erst vor den Rat gebracht, sondern kurzer Hand von dem Gewerk als Standesgericht entschieden.

Man verstand es aber auch, sich gegen schlechte Zahler zu schützen, schwarze Listen haben schon in jener Zeit bestanden. So ordnet die Rolle der Heilsberger Tischler an: Wenn einer die gelieferte und angenommene Ware nicht bezahlt, so soll solches den anderen Brüdern angekündigt werden, damit sie ihm fürder keine Arbeit liefern, bis er den ersten Meister bezahlt hat. Eine werktätige Bruderliebe bis über den Tod hinaus gegenüber den Genossen, den Witwen und Gesellen zeichnete die alten Zünfte besonders aus. Die Rolle der Heilsberger Tischler gebietet, daß jeder Meister bei der Aufnahme in die Zunft einen halben Taler

zahlen muß, um aus diesen Beiträgen die armen Gewerksgenossen zu unterhalten.

Wertstatt und Religion schlossen im Mittelalter ein inniges Bündnis. Alle Zünfte waren gleichzeitig religiöse Bruderschaften. Der hohe kirchliche Sinn jener Zeit durchdrang Hoch und Niedrig und gab selbst dem Profanen durch die Verbindung mit Gott eine höhere Weihe. Jedes Gewerk hatte in der Pfarrkirche seinen eigenen Altar, vor dem sich seine Sitze befanden, und unterhielt auch meistens einen eigenen Geistlichen, der seine geistlichen Angelegenheiten besorgte.

1546 klagte allerdings der Bischof Johann Dantiskus in der Erneuerung des Statuts der Schützengilde, daß außer dieser, der Corporis Christi-Bruderschaft, nur noch eine einzige, nämlich diejenige „Unserer lieben Frau“ in Heilsberg bestehe, „alle anderen Lehren und Bruderschaften aber aus Bosheit igtiger Zeit vergangen seien“. Die Bischöfe hielten streng darauf, daß die Betätigung des kirchlichen Lebens in den Zünften nicht vernachlässigt wurde. Besonders der Bischof Martin Cromer (1579—1589) betonte in den von ihm erteilten Rollen die Pflicht zur Heiligung des Sonntags und der Enthaltung von der Sonntagsarbeit. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung ordnete er an, daß die Heilsberger Gewerke, die Tuchmacher und Bäcker, die Schneider und Kürschner, die Schuster, die Schmiede, wie die Hutmacher „als Erbherren zu göttlichen Ehren, Dienst und Zier des Gotteshauses, zu ewigen Zeiten dem Exempel ihrer Vorfahren nach“ die verschiedenen Altäre der Pfarrkirche „mit zierlichem und vermöglichen Schmuck“ bekleiden, beleuchten und versorgen sollen.

*

*

*

In der Glanzzeit Preußens während der gesegneten Regierungszeit des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—1382) errichteten sich die ermländischen Bischöfe das wahrhaft fürstliche Schloß an der Alle. Der

sein gebildete Johann von Meißen (1350—1355) legte den Grundstein dazu. Doch war ihm nicht vergönnt, den Bau zu Ende zu führen, ein früher Tod riß ihn mitten aus seiner Arbeit. Sein Nachfolger Johannes II. Stryprock († 1373) beendete das machtvolle Werk im Außen. Er stellte die Kellergewölbe, einzig in ihrer Art durch die dreifachen Wölbungen, und die Gewölbe über der Erde im Rohbau fertig. Heinrich III. Sorbom (1373—1401) krönte das Werk durch den überaus schönen, noch jetzt erhaltenen Kreuzgang im inneren Schloßhof und umzog die Vorburg mit Mauer und Graben. Glanzvolle und traurige Tage hat das alte Schloß gesehen.

Um die Wende des 14. Jahrhunderts (1357) ward auch die Stadtbefestigung mit ihren Wehrtürmen („Erkern“) und vier Toren vollendet. Den Bau der Pfarrkirche hatte man zu jener Zeit ebenfalls bereits in Angriff genommen. Schon damals, in der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts, war Heilsberg Sitz eines Archipresbyterats (einer Erzpriesterrei) geworden.

Nach der furchtbaren Schlacht von Tannenberg (15. Juli 1410) schlug sich der Bischof Heinrich IV. Bogelsang, der als Sohn eines Bäckers in Heilsberg geboren war und in der Pfarrkirche daselbst die bischöfliche Weihe erhalten hatte, auf die Seite Polens. Nachdem es dem deutschen Orden und seinem Hochmeister Heinrich Neuß von Plauen gelungen war, die Marienburg zu halten, nahm dieser an dem Bischof, den er der Verrätereie beschuldigte, Rache. Heinrich von Heilsberg mußte aus dem Ermland entfliehen, und Plauen schlug auf dem Heilsberger Schloß etwa 2 Jahre als strenger Herr seinen Sitz auf.

Viel zu leiden hatte Heilsberg unter dem Schrecken des 13jährigen Städtekrieges (1454—1466). Schon am Johannisstage 1440 hatte es sich nebst anderen ermländischen Städten dem preussischen Bunde (der Eideckhen)

angeschlossen und seinen Anschluß verbrieft und gesiegelt. Das Haupt des Bundes war der Ritter Hans von Baysen, der aus der ursprünglich lübischen, dann ermländischen Familie der Fleminges stammte. Später nahmen sie von dem Wohnort ihres Geschlechts, dem Gute Baysen, den Namen Baysen an. Auch im Erm-land gab es, wie eine Urkunde vom Jahre 1381 erweist, eine ähnliche Rittergesellschaft wie die Eidechsen. Sie führten, wie es scheint, als Abzeichen einen Wagen. Die Unruhe, welche im Lande herrschte, ergriff auch die Bauern im Kammerante Mehlsack; sie empörten sich 1441. Erst im folgenden Jahre wurde der Auf-ruhr gedämpft, als man die Rädelsführer in den Ver-liesen des Heilsberger Schlosses festsetzte.

Beim Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1454 waren es neben dem Rat und der Bürgerschaft von Wormditt und Braunsberg „gewisse Heilsberger“, welche die übrigen ermländischen Stände mit sich fort-rissen, zum Bunde überzugehen. Der Absagebrief, den sie an den Bischof Franz Kuschmalz den 25. Februar 1454 sandten, war gegeben „unter des edlen gestrengen Herrn Jakob von Baysen, Ritters und Hauptmann zu Heilsberg, Insigel und der Stadt Heilsberg Sekret“. 1455 ließ der Bürgermeister von Heilsberg die böhmischen Söldner des polnischen Königs unter dem Hauptmann Johann Schalski gegen den Willen der Bürger ins Schloß. Dieses wurde ihnen dann von den Bündlern für ihren rückständigen Sold verpfändet. Der Nach-folger des Bischofs Franz, der 1457 fern von Erm-land (in Breslau) gestorben war, Paul von Legendorf, löste das Schloß gegen eine Summe von 10 000 Gulden aus und ergriff 1461 wieder von ihm Besitz. Am Schlusse des Krieges hatte Heilsberg noch eine Belagerung unter dem Hochmeister Ludwig von Ehrlichshausen auszustehen.

Die Stadt nahm in diesem Kriege also gegen ihren Landesherrn Partei, offenbar, weil sie mit ihm wegen

der Wahl der Bürgermeister und Ratmänner, die nach seinem Belieben geschehen sollte (vgl. S. 10) in Zwistigkeiten geraten war. Die königlichen Söldner hatten in Heilsberg so gehaust, daß die Einwohner dem Anführer der böhmischen Söldnerbande den Namen „Der böse Heinrich“ beigelegt hatten. — Der Bischof Franz Kuschmalz führte übrigens nach einer großen Seuche, die Vieh und Pferde vernichtete, auf seine Kosten Pferde, Kühe und anderes Vieh, aus Schweden 600 Stück und aus Masuren 900 Stück ins Ermland ein.

Der „ewige“ Friede von Thorn, der am 10. Oktober 1466 den Gräueln des Städtekrieges ein Ziel setzte, sollte nicht von langer Dauer sein. Mit ihm hatte Ermland den Schirmvogt gewechselt und stand von dieser Zeit ab bis 1772 unter der Oberhoheit der Krone Polen.

1473 brach im „Pfaffenkrieg“ der von Polen begünstigte Gegenbischof Nikolaus von Tüngens (1467 bis 1489), Dporowski geheißen, ins Bistum ein. Nikolaus war bereits im Winter des Jahres vorher dort angelangt, nachdem er die Reise durch das Ordensgebiet, als Kaufmann verkleidet, zurückgelegt hatte. Schnell eroberte er Frauenburg, Köffel und Guttstadt und ging dann an die Gewinnung seiner Haupt- und Residenzstadt. Auf Anraten eines seiner Vertrauten, namens Hilritter, eines „feinen Kriegsmannes“, beschloß Nikolaus, sich mit List in ihren Besitz zu setzen. Er schrieb heimlich an einige ergebene Bürger und bat sie, ihm zum Schloß zu verhelfen, aber es wollte niemand etwas wagen. Endlich hatte er ausgekundschaftet, daß Michael Ertmann, Ratsherr von Danzig, der vom polnischen König zum Bistumsverwalter bestellt war und im Schlosse seinen Sitz hatte, Sonntags in der Stadt mit seinen Gevattern fröhlich zu sein pflegte und das Schloß nicht in sonderlicher Hut hielt. Deshalb kam der Bischof, um Heilsberg näher zu sein, nach Guttstadt.

Dort erfuhr er, daß Ertmann am nächsten Sonntag zur Vesper sollte Gebatter stehn d. h. Taufpate sein. An diesem Tage kam alsdann Nikolaus samt seinen Getreuen um die Vesperzeit vor das Schloß, ging mit ihnen hinein, ganz harmlos, als ob er ihm einen Besuch abstatten wollte, und ließ schnell die Tore schließen. Auch die sonstigen Schloßinsassen befanden sich in der Stadt und vergnügten sich gleich Ertmann mit den Bürgern, weil niemand eine Gefahr vermutete. Als dieser den Handstreich erfuhr, lief er mit seinen Leuten vor das Schloß und verlangte Einlaß. Der Bischof aber ließ ihm danken und sagen, er bedürfe seiner nicht mehr; der Rechte sei jetzt heimgekommen, dieser werde das Schloß besser behüten, als er es getau.

Mitte September 1478 fiel unter den Hauptleuten Bhyali und Zieliezinski ein polnisches Heer ins Erm-land ein. Der Erstgenannte belagerte Heilsberg. Das Fußvolk lag auf dem Berge vor dem Schloß. Es wurde eine große Schanze von der Alle bis zur Simser angelegt. Die Reisigen kampierten auf dem Stadtfeld nach Großendorf. Die Belagerer bauten etliche Basteien an der Alle, um von ihnen aus Schloß und Stadt zu beschießen. Trotz mehrerer Stürme hielt sich Heilsberg. Endlich eilte der Hochmeister seinem bedrängten Bundesgenossen zu Hilfe, überraschte die ahnungslosen Polen des Nachts und nahm ihnen eine Bastei an der Alle ab, die mit 30 Kriegsleuten und 20 Stück Großgeschütz besetzt war. Da er sich aber zu schwach fühlte, zog er bei Anbruch des Morgens ab. Endlich machte Nikolaus mit dem König von Polen Frieden, und die Belagerer räumten das Feld.

Nach Eintritt des Friedens versuchte Nikolaus die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen. Auch seiner Stadt Heilsberg, deren Bürger bei der letzten Belagerung willig Gut und Blut für ihn eingesetzt, gab er einen Beweis seiner Huld. Der Rat hatte in



der Stadtfreiheit auf den Hufenschlägen des Dorfes Großendorf bis über die angrenzenden Aecker des Pfarrers und einiger Bauern eine Stauung des Wassers bewirken lassen. Diese Anlage genehmigte der Bischof am 2. Juli 1483 in huldvollen Worten „seinen Lieben und Getreuen“ und bestimmte dabei, daß der jeweilige Pfarrer von Heilsberg und die Besitzer der überstauten Hufenschläge gleich dem Rat das Recht haben sollten, für ihren Tisch in den Stauungen mit großem wie mit kleinem Gezeug*) für ewige Zeiten zu fischen. Das Original der darüber aufgenommenen Urkunde ruht im Magistratsarchiv.

Feuersnot wechselt nunmehr mit Krieg, und Krieg wieder mit Feuersnot. Pest, Seuchen und Hungersnot kehren zwischendrein noch häufig ein als schreckliche Gäste.

Am 23. April 1497, dem Tage des hl. Georg, des Märtyrers, wurde die Stadt von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht. Sie kam in einem Kamine aus, den man nicht genügend in acht genommen hatte. Unglücklicherweise herrschte gerade ein überaus heftiger Wind. Daher griff das Feuer mit rasender Schnelligkeit um sich, innerhalb 4 Stunden war die ganze Stadt vollständig eingeäschert, kein Haus blieb stehen mit Ausnahme eines einzigen Mälzhauses, das aus Steinen erbaut war. Der Wind trieb die Funken auch in den kleinen Glockenturm, der in der Mitte des Pfarrkirchendaches stand. So wurde auch dies ein Raub der Flammen, und das Gewölbe stürzte vom Hochaltar bis zur Kanzel ein. Das Rathaus brannte ebenfalls gänzlich nieder, mit ihm sanken alle Privilegien der Stadt in Schutt und Asche. Unterm 11. Dezember des Jahres

*) Bei dem Fischereigeräte unterschied man: Kleines Gezeug, bestehend aus Hamen, Wurfangel, Hand- und Stabwaten, Säcken, Fischkörben und Netz mit der Hand zu ziehen. und großes Gezeug, d. h. die Nivad oder Fischergarn mit einer Winde zu bewegen.

1498 erneuerte ihr der Bischof Lukas Wagelrode (1489 bis 1512) wiederum die vernichteten Privilegien. Das Original dieser Urkunde hat alle Stürme der Zeit überdauert und wird noch heute als kostbarer Schatz im Magistratsarchiv aufbewahrt.

Lukas unterzog das Schloß, das bei dem Brande großen Schaden erlitten hatte, einer durchgreifenden Restauration. Die Bauformen der durch das Feuer vernichteten drei kleineren Ecktürme weisen durch ihre schon verderbtere Architektur auf jene Zeit. Sie erhielten ein der alten gotischen Anlage nicht mehr entsprechendes Ansehen. Ursprünglich stiegen sie wohl wie der große Turm (Bergfried) unmittelbar vom Erdboden in die Höhe. Ueberhaupt hat der Bau im Laufe der Jahrhunderte natürlich viele Aenderungen erfahren. Der Bischof Mauritius Ferber (1523—1537) verunstaltete ihn durch einen Vorbau auf der Südseite. Er wurde im Gegensatz zu dem Hochschloß und der Vorburg Mittelschloß, auch „Kardinalskammern“ genannt. Unter den nächsten Bischöfen verfiel er und wurde von Bischof Johann Stephan Wydzga 1666 in prächtiger Weise mit 3 nach vorn gerichteten und 2 Seitengiebeln wieder hergestellt. 1772 geriet das Prunkgebäude, welches keinen besondern Kunstwert besaß, von neuem in Verfall und wurde 1840 abgetragen. Das gleiche Schicksal drohte damals auch dem eigentlichen Schloß. Nachdem die Bischöfe 1772 aufgehört hatten, Landesherrn zu sein, residierten sie nicht mehr dort. Niemand kümmerte sich um die Erhaltung der alten Burg; sie ging allmählich zu Grunde. 1807 hatten die Franzosen darin ein Lazarett errichtet und übel in ihr gehaust. Der Oberpräsident von Ostpreußen, von Schön, schrieb 1838 an den Bischof von Hatten, das Schloß sei „ein entbehrliches, baufälliges, altes Gebäude, nur noch wert, daß man es veräußere oder zur Materialienbenutzung abbrechen lasse“. Glücklicherweise drang er mit dieser

Auffassung nicht durch. Als König Friedrich Wilhelm IV. die Provinz bereiste und dabei auch Heilsberg besuchte, leuchtete ihm vom Schlosse auf einem Transparent die rührende Inschrift entgegen „Erhalte mich!“ Er spendete darauf den ersten Beitrag zur Wiederherstellung der Burg; sie wurde in den Hauptteilen erhalten. Die Thürme waren früher mit Kuppeln versehen. 1857 bekamen sie dann ihre jetzige Gestalt, ebenso wie das Dach die Schieferbedeckung. Einen kleinen Turm auf der Kante des Süddaches trug man ab. Auf Anregung des Bischofs Ambrosius Gerig wurde durch Urkunde vom 30. Juli 1859 im Schlosse eine Waisenanstalt eingerichtet, die den Namen „St. Josephi-Stift“ erhielt.

Welch buntes und reichbewegtes Leben mag sich ehemals in den hohen Hallen des Schlosses abgespielt haben! Gesandte des deutschen Kaisers, die Hochmeister und Kreuzritter in ihrer erhabenen Tracht, dem weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz über der Rüstung; die Landesritter des Ermlands; die Bürgermeister und Rathsherren der ermländischen Städte in langem Lockenhaar und pelzverbräunten Schauben; vornehme Prälaten und Aebte; die Domherren des ermländischen Kapitels, selbst eine landesherrliche Genossenschaft, kehrten hier als Gäste ein. Eine stolze und farbenprächtige Versammlung! Ein freundliches Geschick hat uns eine anschauliche und drastische Schilderung des Lebens am bischöflichen Hofe erhalten. In urwüchsigem Soldatenlatein zeichnet der Burggraf unbekanntem Namens mit behaglicher Breite und kernigem Humor darin alles auf: die Obliegenheiten der 17 Beamten vom Generalvikar bis zum Torwächter, das Zeremoniell, die Siegel des Bischofs, die Tischordnung im Remter, die Einrichtung der Preußenschule, die Zucht in Küche und Keller u. a. m. Dieses merkwürdige Altstück, das etwa 1461—1467 verfaßt ist,

bildet eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnis jener Zeit nach der kulturhistorischen Seite.

* * *

Bischof Lukas stellte auch das Gewölbe der Pfarrkirche, dessen Seitenschiffe ursprünglich niedriger waren, in seiner jetzigen Gestalt her.

An dem bischöflichen Hofe zu Heilsberg lebte in jenen Tagen einer der größten Geister aller Zeiten, Nikolaus Kopernikus. Lukas Wazelrode war der Oheim des großen Astronomen. Dieser wirkte hier als sein Berater in amtlichen Angelegenheiten; er praktizierte nebenbei als einziger Arzt im Ermland und wurde als solcher auch vom Herzog Albrecht in Königsberg zugezogen. In den Jahren 1506 bis 1512 verfaßte Kopernikus in Heilsberg sein weltbewegendes Werk „De revolutionibus orbium coelestium“. Von den hohen Türmen des Schlosses und der Pfarrkirche mag er oft seine Himmelsbeobachtungen angestellt haben.

1520 wurde Heilsberg zweimal durch den letzten Hochmeister Albrecht von Brandenburg belagert. Am 15. August zog dieser das erste Mal mit 15 000 Mann zu Roß und zu Fuß und etlichem Geschütz gegen die Stadt. Nachdem er durch einen eingeschmuggelten Brief die Bürger vergeblich zur Uebergabe aufgefordert hatte, berannte er die Stadt von allen Seiten und schleuderte Feuerkugeln hinein — ein Freudenfeuer nannte er dies spöttisch. Da Heilsberg stark von Polen besetzt war, verlief der Sturm fruchtlos, der Hochmeister zog schon nach 2 Stunden nach Bartenstein ab, indem er die Vorstadt an zwei Stellen niederbrannte. Der Bischof Fabian von Lossainen (1512—1523) wäre bei dieser Belagerung beinahe getötet worden. In seinem Gemache wurde ein Schreiber und ein Junge erschossen.

Mitte Oktober rückte Albrecht von neuem gegen Heilsberg. Die Stadt war schleunigst in Verteidigungszustand gesetzt: es waren Schirme vor die Tore, Planken

und verlorene Zäune gemacht, das „Hohe Tor“ war verbollwerkft. Die Besatzung verfügte über gute Hafen- und Steinbüchsen. Die Bürger brachten ihre beste Habe auf das feste Schloß. Das Heer lagerte sich auf dem linken Ufer, weil eine Brücke, um die Geschütze über den Fluß zu bringen, nicht vorhanden war. Die Verteidigung der Stadt leitete in rühmlicher Weise der Landvogt Georg von Breuck. Sechs Wochen lang warf der Hochmeister täglich 600 Feuerkugeln in die unglückliche Stadt. Jede einzelne kostete 20 M. nach damaligem Gelde. Am letzten Tage schleuderte er sogar 300 Feuerbomben hinein. Die Geschosse enthielten je 12 kleine, eine Spanne lange Kugeln, die nach dem Niederfallen in der Zeit eines „Ave Maria“ explodierten. Die Belagerten erstickten aber das ausbrechende Feuer mit Kuhdünger und nassen Ochsenhäuten. Die Stadtmauer wurde im Norden 30 Ellen lang und 11 Ellen hoch mit 2 Belagerungstürmen niedergeschossen. Albrecht konnte sein Kriegsvolk nicht zum Sturm bewegen, denn vor der nördlichen Mauer lag noch ein 20 Ellen tiefer „ausgefutterter“ d. h. ausgemauerter Graben. (Vgl. S. 48). Das Ende war für den Hochmeister kläglich. Die Ordenssoldaten murrten, weil sie keinen Sold erhielten. Schließlich mußte der Oberbefehlshaber, bedrängt durch Hunger und Geldmangel die Belagerung aufgeben.

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß bald darauf, am Palmabend 1522, die siegreiche Stadt durch einen gewaltigen, im eigenen Herd entstandenen Brand fast vernichtet wurde. Der Geschichtsschreiber Martin Desterreich*) erzählt darüber:

*) Die Desterreichische oder Heilsberger Chronik gibt die ganze ermländische Geschichte wieder bis zum Jahre 1526, wo sie plötzlich abbricht. Allem Anscheine nach ist sie in den Jahren 1526 bis 1537 verfaßt. Das Werk zeichnet sich durch eine besondere Rücksichtnahme auf Heilsberg aus. Als junger Mann

„Zudem so strafft gott auch die stadt Heilsperg, daß sie in grundt außzbrandt. Den wie ein mahl bey erster nachtzeiten ein bürger, so da wonette im ersten eckhausz am ringe, wen man von der kirchen herauff kompt, an der lincen handt gelegen, mitt ein licht in den stal gehett, nach seinen pferden zusehen, dar erzürnett er sich vff den knecht, klebett eilends das licht an die wandt, welches balde herunter vffs stroh gefallen. Er leufft mitt einem prügel dem knecht nahe, vnd wil ihn schlagen, vnd gedencett an das hinderlassene licht nicht, bisz daß der stalle voller fewer ist, von welchem bald die ganze stadt, ausgenommen die kirche, pfarrhoff, schule, spital und ezliche melzheuser, den diese gebende mitt dem radthause von mawerstein erbawett waren, abgebrandt ist. Solches ist geschehen in der nacht vorm palmsüntage anno 1522.“

Und ein anderer unbekannter Chronist bemerkt dazu:

Am nächsten Tage war es wahrhaftig erbärmlich und kläglich anzuschauen, wie die Bürger, welche sich kaum von den Schrecken der Belagerung und dem langen Krieg erholt hatten, halbnackt, berußt und schmutzig einerschlichen. Und diejenigen, welche noch kurz vorher wütend auf den Feind eindrangten, mußten jetzt, entblößt von allen Dingen, Holz und Brot erbetteln, und besaßen keine Hütte, worin sie, ihre Frauen und Kinder sich bergen konnten. Kornböden und Speicher außerhalb der Mauern waren schon lange vernichtet.

scheint Oesterreich in den Dienst der Stadt Heilsberg getreten und Stadtschreiber gewesen zu sein. Später heiratete er die zweite Tochter Emmerentia des Heilsberger Bürgermeisters Georg von Knobelsdorf. 1544 wird er als Bürger und Schöppenmeister genannt. In spätern Jahren wurde er Bürgermeister. 1570 treffen wir ihn noch als solchen an. Bald darauf muß ihn der Tod ereilt haben, denn 1577 ist seine Frau bereits Witwe.

Außerdem fielen die Türme und Erker der Befestigungen ebenfalls dem Feuer zum Raube. Und was die feindliche Hand durch zahlreiche Würfe von Feuer- und Brandkugeln und die ungeheure Erschütterung der Wurfmaschinen nicht hatte zerstören können, ging jetzt durch eine in den Häusern selbst entstandene Feuerbrunst elendiglich zugrunde.

*

*

Als nach dem Tode^{*} des Bischofs Fabian von Lossainen Domherren aus Frauenburg nach Heilsberg geschickt waren, um das Schloß für den nachfolgenden Bischof in Besitz zu nehmen, duldete dies der Landvogt Georg von Breuck, der tapfere Verteidiger Heilsbergs gegen Albrecht, nicht. Er bestand darauf, daß es dem König von Polen auszuliefern sei, weil er diesem als Oberlehns Herrn Treue geschworen, und vertrieb die Domherren mit Gewalt daraus. Namentlich die Ratsfamilien der Stadt waren diesen feindlich gesinnt. Einige Patrizier sollen öffentlich geäußert haben: „Drecht auf die ohnmächtigen Pfaffen! Wäre ich dabei gewesen, so wollte ich sie haben helfen mit Knütteln schlagen und an den Haaren herabziehen“. Erst später wurde das Schloß den Abgesandten aus Frauenburg, unter denen sich auch Nikolaus Kopernikus befand, ausgeliefert.

Jetzt begann eine längere Friedensperiode, in der man mit Eifer an die Aufrichtung des äußerlich und innerlich Zerstorten ging. 1528 wurde das durch den Brand des Jahres 1522 vernichtete Rathaus wiederhergestellt, 1532 geschah dies mit den zerstörten Stadtmauern der Nordseite. Aus dieser Zeit der Ruhe und Sammlung stammt auch die „Willkür“ vom Jahre 1532. Die vom Herzog Albrecht 1525 in Preußen eingeführte Reformation ging am Ermland und an Heilsberg ohne wesentliche Spuren vorüber. Mit dem großen Bischof Stanislaus Hosius (1551—1579) zogen

die polnischen Bischöfe in Heilsberg ein. 1656 wurde die Stadt unter dem Großen Kurfürsten, der ein „Summarisches Verzeichniß des Bistums Ermland“ aufstellen ließ, auf kurze Zeit furbrandenburgisch.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts folgten darauf die Bedrückungen der schwedischen Soldateska in dem schwedisch-polnischen Erbfolgekrieg zwischen Gustav Adolf (1611—1632) und seinem Vetter, König Sigismund von Polen, sodann in dem nordischen Kriege Karls XII. von Schweden gegen Dänemark, Polen und Rußland (1700—1721). Bis heute sind die Schrecken der Schwedenzeit lebendig, wie ein im Ermland noch in unseren Tagen gebrauchtes Wort beweist „Hol Dich der Schwed!“ Eine sichtbare Erinnerung an die Schweden in Heilsberg bilden die Reste einer Schanze auf der Feldmark des benachbarten Dorfes Konnegen. Durch sie versuchten sie 1627 die Alle abzudämmen, wurden aber durch die Polen daran gehindert und mußten weichen, ohne Heilsberg genommen zu haben. Während des nordischen Krieges diente in den Wintermonaten 1703—1704 das Heilsberger Schloß, aus dem der Bischof Żaluski, der Erbauer der Kreuzkirche in Neuhof, entflohen war, dem jugendlichen König von Schweden Karl XII. zum Aufenthalt. Dieser ließ sieben Wagenladungen von kostbaren Büchern, Schriften und Bildern aus dem Schloß nach Schweden schaffen. Die Zeit vertrieb er sich durch Aufführungen einer schwedischen Schauspielertruppe, die er aus Stockholm hatte herüberkommen lassen. Er hatte hier auch das Unglück, seinen Kammerherrn Axel Hard zu erschießen. Aus dieser Zeit existieren noch 2 alte Stiche, Ansichten der Stadt, von denen der eine Eigentum des Magistrats in Heilsberg ist, der andere sich in Privatbesitz befindet.

Während des siebenjährigen Krieges (1756—1763) kehrten die Russen als Gäste ein; der Bischof

Grabowzki bewirtete 1757 ihre Offiziere festlich auf dem Schlosse.

„Also wechseln Glück und Jammer,
 Bis zum Reich das Silberlamm*)
 Von dem Polenjoch erlösend, —
 Fügt der Hohenzollernstamm.“

Am 15. September 1772 ertönte ein Trommelwirbel vor den Mauern Heilsbergs. Aus dem benachbarten Bartenstein war ein Kommando Infanterie angerückt, das ohne den geringsten Widerstand von der Stadt Besitz nahm und den preussischen Adler an das Rathhaus, die übrigen öffentlichen Gebäude und die Tore anschlug. Ermlands Selbstständigkeit hatte damit ein Ende, und Heilsberg, das fast vier und ein halbes Jahrhundert der Sitz der ermländischen Fürstbischöfe gewesen war, hörte nunmehr auf, Residenzstadt zu sein. Schon damals war der Handel Heilsbergs nicht von Bedeutung und sein Wohlstand nicht groß. Doch erschienen bis zur Zeit des unglücklichen Krieges 1806/07 die Verhältnisse noch erträglich. Mit ihm aber setzte das Elend ein. Der Schatten des großen Korsen schwebte unheilvoll über der Stadt. Der durch die Franzosen und Russen infolge von Einquartierungen, Plünderungen und Erpressungen angerichtete Schaden wird auf über eine Million Mark geschätzt.

Heilsberg wurde jetzt die Stätte zweier Kämpfe, eines kleineren, am 22. Februar 1807, und eines größeren, der Schlacht bei Heilsberg, am 10. Juni desselben Jahres. Nach der Schlacht bei Pr. Eylau am 7/8. Februar besetzten die Franzosen auf dem Rückmarsche die Stadt. Die preussischen Truppen zogen sich nach, und zwar zwei Kompagnien, etwa 150 Mann, des Füsilier-Bataillons von Stutterheim. Dieses hatte bis 1805 als letzte Standtruppe — Heilsberg war nämlich seit

*) Vgl. Seite 46.

1796 Garnison — in der Stadt gelegen. Eine eigenartige Fügung des Schicksals bot ihm nun Gelegenheit, sich in seinem früheren Garnisonorte rühmlich auszuzeichnen. Die französische Infanterie war durch das Hohe Tor zwischen die in der vorliegenden Vorstadt stehenden Scheunen gedrungen. Das Bataillon Stutterheim ging gegen sie vor, die Franzosen retirierten durch das Hohe Tor in die Stadt. Sie hatten es so eilig, daß sie vergaßen, die Tore desselben zu schließen. Die Füsiliers und ein Geschütz konnten daher ohne weiteres nachdringen. Sie verwundeten und töteten dabei einige Feinde. An dem Kirchentor wurde von den Preußen die mitgeführte Kanone abgefeuert. Ihre Wirkung war jedoch verfehlt, da der Schuß zu hoch in das Tor selbst traf. Die Franzosen legten Feuer an die Brücke über die Alle auf der Straße nach Guttstadt und saßen hinter ihr Posto. Das Bataillon Stutterheim besetzte den Kirchhof um die Pfarrkirche und die Häuser zu beiden Seiten der Brücke. Es entwickelte sich ein Gefecht, das jedoch nicht lange dauerte. Durch einen Angriff von 50 Grenadieren auf dem rechten Ufer der Alle wurden die Franzosen vertrieben und von den preussischen Husaren bis an das Wäldchen an der Guttstädter Straße verfolgt. Inzwischen gelang es den Bewohnern, das Feuer der in Flammen stehenden Allebrücke zu dämpfen.

Der russische Oberbefehlshaber Bennigsen war es, der den Sommerfeldzug eröffnete; er hatte die Absicht, den Franzosen am 9. Juni bei Guttstadt eine Schlacht zu liefern. Er ließ aber diesen Plan fallen und zog sich auf Heilsberg zurück. Hier gedachte er in einer lange vorbereiteten Stellung die Entscheidung abzuwarten. Der Höhenzug, welcher sich im Süden der Stadt auf dem rechten Ufer der Alle zu beiden Seiten der Guttstädter Chaussee hinzieht, ist schon an sich eine starke Stellung. Die rechte Seite schützen umfangreiche

Wälder, die linke deckt das tiefeingeschnittene Simstertal. Bennigsen ließ zur Verstärkung der Position noch eine große Anzahl Verschanzungen anlegen, und zwar nicht nur auf der Bergkette, welche die eigentliche Front bilden sollte, sondern auch auf dem Terrain, das sich jenseits der Alle bis nach dem Großendorfer See hinzieht.

Bennigsen hatte aber seine Rechnung ohne Napoleon gemacht. Dieser zog es vor, nicht von der Guttstädter Seite zu kommen, da ihm die feindliche Stellung auf diesem Wege zu schwer erreichbar und außerdem uneinnehmbar erschien. Er rückte vielmehr auf dem linken Ufer vor, um durch einen Angriff auf die rechte Flanke Bennigsens ihn von Königsberg und der Verbindung mit der See abzudrängen. Das Corps des Marschalls Soult, die Kavallerie Murats und das Corps Lannes, zusammen etwa 65 000 Mann, sollten auf dem Landwege nach dem Dorfe Lauman marschieren und den Gegner von dorthier angreifen. Da den Truppen aber nur dieser eine Zugang offen stand, konnten sie sich nur schwer entwickeln.

Das Schlachtfeld wird im Norden durch den Großendorfer See, im Westen durch die Dörfer Lawden, Langwiese und Lauman, im Süden durch die Alle begrenzt. Es erstreckt sich westlich und nordwestlich von der Stadt und besteht aus sanft gewellten Höhen mit Acker und Wiesen.

Bennigsen war allmählich von seiner befestigten Höhenkette im Süden der Stadt heruntergestiegen. Er überschritt auf drei über die Alle geschlagenen Pontonbrücken den Fluß und stellte seine Truppen in zwei Treffen auf, quer über die Landwege nach Langwiese, Lawden und Bewernick von Süden nach Norden. Die Schlachtlinie führte etwas eingebogen von der Domäne Neuhoft bis zum Großendorfer See. Hier bildete, fast 200 Schwadronen stark, die russische Kavallerie den rechten äußeren Flügel.

Zuerst kam es zu einem Vorpostengefecht. Die Vorhut Murats griff den russischen General Barasdin bei Launau an. Dieser zog sich nach Bewernick in der Richtung auf Heilsberg zurück. — Nunmehr entwickelte sich etwa seit 10 Uhr vormittags ein heftiger Kampf bei Bewernick. Der russische Oberbefehlsherr sandte dem bedrängten Barasdin den Fürsten Bagration zu Hilfe. Inzwischen traf aber Soult mit seinem Corps und Napoleon ein. Die Franzosen drohten von dem durch sie besetzten Dorfe Lawden aus, den rechten russischen Flügel zu umfassen. Deshalb mußten die Russen das Feld räumen. Sie konnten nur unter großen Schwierigkeiten den Spuibach passieren, der aus dem Großendorfer See nach Süden der Alle zuließt, indem er Lawden links läßt, und damals sehr sumpfig war. — Jetzt griff der russische General Uwaroff ein, ging erfolgreich gegen die Kavallerie Murats vor und besetzte das „Lawdener Wäldchen“, ein Gehölz, das damals nordöstlich von Lawden auf dem linken Ufer des Spuibaches lag. Zwar mußte Uwaroff sich schließlich über den Bach zurückziehen, er hatte aber Bagration Luft geschafft, so daß auch dieser glücklich über das Gewässer kam. Eine Batterie des Großfürsten Konstantin, die am Rande der Kgl. Forst „Hundegehege“ stand, deckte den Rückzug, der sich auf die Hauptaufstellung vollzog. — Schon war es 5 bis 6 Uhr nachmittag geworden. Die eigentliche Schlachtlinie der Russen zog sich längs den von Bennigsen errichteten Schanzen hin. Die Schanze 1 lag nördlich von der Straße Langwiese-Bewernick; die Schanze 2 in der Nähe der ersten. Sie sind heute noch kenntlich. Die Russen hatten ihre ursprüngliche Stellung aufgegeben und sich hauptsächlich auf dem linken Ufer konzentriert. Nördlich hinter den Schanzen stand die russische Infanterie in 2 Treffen, von dem Weg nach Lawden in einem Winkel etwas nach rechts entfernt. Den

rechten inneren Flügel bildete preußische Kavallerie unter dem General Kaminskoi, den äußern, wie erwähnt, die russische, diese kam aber garnicht ins Gesecht. Ungefeuert durch die ersten Erfolge, griffen die Franzosen diese Schlachtlinie an. Ihr Ansturm auf die Schanze 1 wurde abgeschlagen. Ihrem linken Flügel aber gelang es, auf kurze Zeit die Schanze 2 zu nehmen, sie wurden aber bald durch drei russische Infanterieregimenter von ihr vertrieben. Ein blutiges Handgemenge entstand. Es glückte den Anstürmenden nicht mehr, die Schanze 2 in ihre Hände zu bekommen; sie wurden zurückgeworfen. Rechts davon ritten die Kavallerieregimenter Bieten und Towarczy in der Richtung gegen das Landener Wäldchen auf die feindliche Infanterie ein und säbelten sogar einen Teil der Artillerie nieder, die in diesem Gehölz hielt. Jetzt eilte das 55. Linien-Infanterie-Regiment der bedrängten Division Legrand gegen den rechten russischen Flügel zur Hilfe. „Während die vorhin erwähnten preußischen Reiterregimenter erschöpft zurückgingen, forderte der russische General im Hinblick auf den zu erwartenden Angriff des 55. Regiments den Major Kosel von den Brittwitz-(heutigen Leib-)husaren auf, zur Aufnahme der zurückkehrenden preußischen Schwadronen und zum Angriff gegen die anrückende feindliche Infanterie vorzugehen. Der tapfere Führer hatte allerdings nur zwei Schwadronen zu seiner Verfügung, aber seine Attacke gestaltete sich zu einer der ruhmreichsten des ganzen Feldzuges. Bei dem dichten Pulverdampf konnte er sich mit seinen Reitern durch das heftige Getümmel nur mit Mühe durchwinden. Als er endlich das 55. Infanterieregiment erblickte, welches in ungewisser Erwartung, welchen Gegner sich ihm nahte, unschlüssig stand, ließ er Galopp blasen und warf sich, wie auf dem Exercierplaze, 15 Schritte vor der Front, in die feindlichen Bajonette. Ein entsetzliches Gemetzel entstand.

Die beiden Schwadronen jagten die viel längeren Infanterielinien entlang, von welchen ein Teil in dem Lawdener Gehölz Zuflucht suchte. Der Oberst wurde getötet, die beiden Bataillonschefs verwundet, der Adler erobert. Dann war es aber auch die höchste Zeit, sich vor dem zahlreichen Kartätschfeuer und der zahlreichen, jetzt vorgehenden französischen Kavallerie zurückziehen. Das 55. Regiment war ganz aufgerieben worden. Die Husaren wurden bei der Rückkehr mit lebhaften Rufen: „Karaszau, Karaszau, czarni Husarow!“ („Bravo, Bravo, schwarze Husaren!“) empfangen. *) Die beiden Schwadronen der Brittwitzhusaren verloren ein Viertel ihrer Mannschaft.

Diese Ruhmestät preußischen Reitermuths verherrlicht ein im Auftrage S. M. des Kaisers gefertigtes Gemälde des Malers Gossak, dessen Original im Offizierkasino der Leibhusaren in Langfuhr hängt. Den gleichen Entwurf hat auch der Maler Hoffmann aus München behandelt. Der Magistrat von Heilsberg besitzt eine ihm von Generallieutenant v. Mackensen geschenkte Photographie des ersten Bildes, ebenso einen Situationsplan über die Schlacht.

Auch im Zentrum bis zum linken Flügel an der Alle wütete der Kampf unter der eigenen Leitung Bennigsens. Die Franzosen wurden endlich über den Spuibach zurückgedrängt. Damit war der Hauptkampf vorüber. — Am späten Abend unternahm Napoleon noch einen Versuch, die Schanzen zu erobern. Vergebens, der Angriff wurde zurückgeschlagen, und die Franzosen mußten sich auf das Lawdener Wäldchen zurückziehen, das sie besetzt hielten.

So waren alle Angriffe Napoleons gegen die Position Bennigsens gescheitert, abgeschlagen unter ungeheuren Verlusten. 13 987 Tote und Verwundete fielen

*) Gigałski, Die wichtigsten Schlachten des Krieges 1806/7.

dem Kampf zum Opfer. Die Wahlstatt bedeckten 2000 Leichen gefallener Franzosen. Noch heute bringt der Pflug des Landmanns, wenn er das Schlachtfeld beackert, verwitterte Spuren des gewaltigen Ringens zu Tage. Vor den Mauern Heilsbergs wandte sich wiederum das Schlachtenglück des Welteroberers; der Tag glich für ihn fast einer Niederlage.

Nach dem theatralischen Durchzug der großen Armee sah die Stadt in der Folge ihren jämmerlichen Rückzug. Von jetzt ab hörten zwar die Leiden des Krieges auf, aber es begann ein Stillstand der inneren Entwicklung, ja ein ständiges Zurückschreiten.

Glücklicherweise ist diese Periode lange vorüber. 1896 erhielt Heilsberg das etwa 30 Jahre vorher verlorene Landratsamt zurück, in demselben Jahre geschah der Bau des neuen Kreishauses. Drei Jahre später, 1899, wurde der Ort an das Schienennetz durch die Linie Zinten-Rudczanny angeschlossen und Sitz einer Betriebsinspektion. Die zweite Bahn, Wornsditt-Heilsberg, gelangte 1905 zur Eröffnung. Eine dritte Linie, die Alletalbahn Bartenstein-Heilsberg, befindet sich in Vorbereitung; später soll sie nach Guttstadt weiter geführt werden. Was moderne Errungenschaften anbetrifft, marschirt Heilsberg an der Spitze der kleinen Städte. Im Jahre 1893 wurde das Schlachthaus in der „Schlachthausstraße“ erbaut, 1900 erfolgte die Einführung des elektrischen Lichts, 1903 die Anlage der Kanalisation und Wasserleitung. 1901 geschah der Neubau der kath. Mädchenvolksschule auf dem Vorwerk, 1903 der des neuen Rathauses, in demselben Jahre der Bau der Fürsorgeerziehungsanstalt St. Raphael. Neben dem Kreislazarett und dem großen Krankenhaus St. Georg, das 1905 für Kranke jeder Konfession errichtet ward, gibt es an öffentlichen Anstalten noch eine höhere Knabenschule (städtisch), eine höhere Mädchenschule und eine landwirtschaftliche Winterschule. Die

Stadt ist auch bald vollständig mit einem bequemen Trottoir versehen.

*

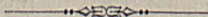
*

Außer dem Bürgermeister^{*} Martin Desterreich ist noch der Erzpriester von Heilsberg, Adalbert Heide, dessen irdische Ueberreste vor dem Altar der hl. Anna in der Pfarrkirche ruhen, als Geschichtsschreiber der Stadt zu nennen. Ihm verdanken wir das „Archivum vetus et novum ecclesiae archipresbyteralis Heilsbergensis.“^{*)} Ueber die Zeit um das Jahr 1772 und die Folge bis in die Gegenwart gibt reichen Aufschluß die von dem Bürgermeister Marx 1825 begonnene Magistratschronik. Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß der Dichter des bekannten Studentenliedes „Es hatten drei Gesellen ein fein Kollegium“, namens Elias Salomon, ein geborener Heilsberger ist, ebenso der Gründer des über Ostpreußen hinaus bekannten Handelshauses Gebrüder Siebert in Königsberg.

Die städtischen Farben sind rot und weiß. Das Wappen ist ein mit der Brust nach links (natürliche

*) Geboren 1706 in Altkirch bei Guttstadt war Heide nach Empfang der Priesterweihe Vikar und Kaplan in Braunsberg und darauf Pfarrer von Sturmshübel und Queeß. 1754 erhielt er die Institution als Erzpriester von Heilsberg, wo er bis zu seinem Tode (1765) wirkte. Seine Chronik stellte er in der Weise zusammen, daß er aus den preussischen, polnischen und ermländischen Chroniken, desgleichen aus den Amts- und Hausbüchern der Pfarreien sowie des Heilsberger Magistrats das, was ihm passend erschien, auswählte und verarbeitete. Das „Archivum“ enthält 4 Abschnitte. Der erste behandelt: Ursprung und Gründung der Stadt Heilsberg, der zweite: ihre Geschichte bis zu seinem Tode, der dritte: die gelobten Tage und ihre Veranlassung, der vierte: das Leben der Bischöfe, die in Heilsberg residirt. Infolge dieses letzten Zusatzes reicht der Wert der Chronik weit über den Bereich der Lokalgeschichte hinaus. Die Reinschrift fertigte der Kaplan Jakob Harwart in Heilsberg, ein Unbekannter machte noch eine Kopie; beide sind im Archiv der Erzpriesterrei Heilsberg aufgehoben. Die Nachfolger Heides setzten seine Chronik bis in die neuere Zeit fort.

Richtung) in freiem Felde d. i. ohne Untergrund stehendes Lamm mit Heiligenschein, das mit dem rechten Vorderfuß einen nach links geöffneten Bischofsstab hält und den Kopf über die linke Schulter zurück und dem Beschauer gerade zuwendet so, daß es ihn voll anblickt. Das Feld, in dem das Lamm steht, ist rot, und dieses selbst silbern. Ursprünglich war die Farbe des Lammes wahrscheinlich die weiße, erst später, als die Prachtliebe größer wurde, trat das Silber an die Stelle des einfachen Weiß. Der Heiligenschein ist golden, desgleichen der Bischofsstab. Das Lamm hält den Bischofsstab und soll dadurch wohl die innigen Beziehungen zwischen dem Bischof und seiner Stadt versinnbildlichen. Vielleicht hat ihr schon ihr Gründer Eberhard das Wappen verliehen. Aus dem Jahre 1700 ist noch ein besonderes Siegel des Schöppenstuhls bekannt. Das Lamm hält darin statt des Krummstabs einen Stab, der die Wage der Gerechtigkeit trägt. U. W. das älteste noch erhaltene Stadtsiegel weist eine Urkunde vom 6. Mai 1481 auf, die sich im Besitz des Katharinerinnenklosters in Heilsberg befindet.



Rundgang.

Sogleich, wenn der Reisende mit der Bahn in Heilsberg anlangt, hat er entweder bei der Fahrt über die Eisenbahnbrücke oder von dem hochgelegenen **Bahnhof** aus einen herrlichen Blick auf die Stadt, die sich reizvoll im tiefen Tale hinschmiegt, und auf die sanft dahinter aufsteigenden belaubten Höhen. Die Wahrzeichen Heilsbergs fallen ihm hier schon in die Augen: der Mauermwürfel des Schlosses und der schlanke Turm der katholischen Pfarrkirche, von dem weithin leuchtend das reich vergoldete Standbild des Erzengels Michael, des Schutzpatrons der Stadt, in die Lande grüßt.

Vom Bahnhof führt ein Zuweg und dann die Verlängerung der Landsberger Chaussee rechter Hand zur Stadt. Hinter dem ersten Grundstücke auf der linken Seite zweigt sich nach links der „Könnegener Weg“ ab. Von diesem bringt uns nach etwa 2 Minuten ein Feldweg und anschließend (Richtung rechts!) ein Fußsteig nach den **Woderbergen** zum schluchtenreichen Tal des vielgewundenen Alleflusses. Von hier aus bietet sich dem entzückten Auge eine großartige umfassende Aussicht auf die ganze Stadt. Wir begeben uns auf dem beschriebenen Wege wieder zur Hauptstraße zurück. Links lassen wir im Grunde die Anlagen des Stadtparks, der einstigen Schindgrube, liegen.

Nunmehr betreten wir den über den ehemaligen Stadtgraben vor einigen Jahren aufgeschütteten „Wegnerdamm“. Von ihm aus betrachten wir die malerische **Stadtmauer**, die sich nach beiden Seiten hin erstreckt und gerade an dieser Stelle gut erhalten ist. Die Stadtbefestigung, die ursprünglich nur aus Plankenzaun und Graben bestand, war 1357 in festen Ziegelsteinen vollendet. Das etwas einförmige Mauerbild wurde, wie hier ersichtlich, durch einfache Muster, die aus bunten farbigen Ziegeln zusammengesetzt waren, etwas belebt. Noch jetzt können wir die viereckig vorspringenden Wehrtürme, „Erker“ bemerken, die zur Erleichterung der Verteidigung etwas aus der Mauer herausgeschoben waren. Der Graben vor derselben an dieser Stelle war „ausgefuttert“ d. h. ausgemauert und 20 Ellen = $13\frac{1}{3}$ Meter tief. (Vgl. S. 34.) Er ist künstlich angelegt, um eine Verbindung zwischen der fließenden Oberalle und der sog. stillen Alle (am „Alleufer“) herzustellen, und konnte mit dem Wasser der ersteren angefüllt werden. Bei der Auswahl des Platzes zur Anlage einer Stadt war man in Preußen darauf bedacht, eine Lage auszusuchen, die schon von Natur geeignet war, gegen feindliche Angriffe Schutz und Sicherheit zu bieten. So fand man auch für Heilsberg mit scharfem Blick eine derartige Stelle heraus. Die Stadt wurde auf einem Anberg angelegt, der halbinselartig von 3 Seiten im Süden, Osten und Westen durch die Alle umflossen wird. Durch den Stadtgraben wurde sie nun auch erfolgreich im Norden geschützt. Ueberhaupt ist der mittelalterliche Stadtkern an der Stadtmauer fast überall noch gut kenntlich, so beim Umgang längs des „Alleufers“, der „Eichenstraße“ und der Mauer des kath. Pfarrkirchenplatzes.

Wir können unsern Weg weiter über den „Wegnerdamm“ nach der „Hinteren Neustadt“, die sich an die Stadtmauer anlehnt, fortsetzen und einen kurzen Blick

in ihre pittoresken, durch überragende Fachwerkhäuser stark verengten und verdunkelten Gäßchen werfen. Darauf kehren wir über den „Wegnerdamm“ zur Hauptstraße zurück und treten durch das imposante **Hohe Tor** (jetzt Gerichtsgefängnis), in die eigentliche Stadt ein. Es erinnert mit seinen beiden wuchtigen Dreiviertel-Rundtürmen lebhaft an das Lübecker Holstentor und ist der monumentalste Torbau Ostpreußens. Ursprünglich gab es noch ein inneres hohes Tor, welches erst 1868 wegen Baufälligkeit abgetragen wurde. Beide, getrennt durch den Stadtgraben, bildeten zusammen eine mächtige mittelalterliche Torburg. Außer dem hohen Tor erhoben sich noch das lange verschwundene Schloßtor an der Röhrenbrücke, das Kirchentor an der kath. Pfarrkirche, das 1816 abgebrochen wurde, und das Mühlentor, welches 2 Jahre darauf das gleiche Schicksal teilte, über den Mauerkranz. Jetzt ragt das Hohe Tor noch allein einsam zur Höhe als kraftvolles Denkmal mittelalterlichen Bürgerstolzes.

Biegt man vor dem Eintritt durch das Hohetor von ihm nach rechts ab, so gelangt man durch die „Hohetorvorstadt“ nacheinander: zu der **evangelischen Kirche**, einem einfachen zweitürmigen Holzbau aus den Jahren 1821—23; zu dem **Kaiserlichen Postamt**, dann weiter auf der „Mehlsacker Chaussee“ zu der 1903 erbauten **Fürsorgeerziehungsanstalt** „Sankt Raphael“; schließlich vorbei an der **Jerusalemshauskapelle** (errichtet etwa Mitte des 16. Jahrhunderts, in jetziger Gestalt 1872), bald hinter ihr zu dem Felde, auf dem am 10. Juni 1807 die **Schlacht bei Heilsberg** geschlagen wurde. Auf einem kleinen Erdhügel, der Schanze 1, steht eine Granitsäule mit einer transparenten Inschrift, die irrtümlich die Schanze 1 als Hauptkampfsplatz bezeichnet. Solcher war aber der nächstbelegene Hügel, die Schanze 2. (Vgl. S. 42.) Napoleon soll den Kampf vom Reimerswalder Wind-

mühlenberge, beim gleichnamigen Dorfe, nach anderer Ueberlieferung vom Landener Berge gelenkt haben.

Wer nicht viel Zeit hat, muß auf den Besuch des immerhin entfernt gelegenen Schlachtfeldes verzichten. Laut hallen unsere Schritte durch die Wölbung des Hohetordurchganges. Wir betreten die „Langgasse“ und gelangen an ihren schlanken Giebelhäusern vorbei auf den „Markt“. Seine Häuser weisen (vgl. S. 5 u. 12) auf 3 Seiten in das Gebäude einbezogene offene **Lauben** auf; nur auf der westlichen Seite fehlen sie. Diese Häuser brannten am 27. Februar 1865 gänzlich nieder. Bei ihrem Aufbau hat man die Lauben nicht wiederhergestellt. An demselben Tage vernichtete das Feuer auch die Zierde der Stadt, das schöne gotische **Rathaus** mit seinen reichverzierten Giebeln, den daran gebauten Höcker- („Haken“-)Buden und den prächtigen Kellergewölben. Erst 1903 wurde in einer Seiten- („Rathaus“-)Straße ein einfaches neues Rathaus aufgeführt. Zwei Hotels, Restaurants und zwei Konditoreien bieten Gelegenheit zum Einkehren.

Jetzt wenden wir uns längs der „Langgasse“ zurück bis zur „Baderstraße“. Diese hat ihren Namen daher, weil sich hier die alte **Badstube** befand. Ihren Besuch benutzte man, um warm zu baden und mancherlei körperliche Säuberungen vornehmen zu lassen, wie Rasieren und Stutzen des Barts, Verschneiden der Nägel und dergleichen. Heide schreibt im Archivum (S. 45), daß die Heilsberger im 17. Jahrhundert die Badstube noch zu ihren Genüssen und Ergötzlichkeiten zählten und durch fast täglichen Gebrauch der Bäder die Ermattung und das Nachlassen der Kräfte, hervorgerufen durch Arbeit, unmäßiges Essen und starkes Trinken, abzuwenden pflegten. Zur Zeit Heides († 1765) wurde die Badstube schon seit vielen Jahren nicht mehr besucht.

Die „Baderstraße“ führt geradezu auf die **Katholische Pfarrkirche**. Diese ist ein dreischiffiger

Hallenbau in strengem gotischen Stile aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Ohne zierliche Durchbildung der Einzelheiten steigt sie in einfachen aber edlen Linien über der Alle empor. Das Gotteshaus wurde im Jahre 1315 von dem Bischof Eberhard den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht, nachdem es wahrscheinlich zuerst aus Holz errichtet war. Bei dem großen Stadtbrande im Jahre 1497 brannte das Dach der Kirche ab. Die Gewölbe wurden vom Hochaltar bis zur Kanzel zerstört. Die Seitenschiffe waren bis zur Zeit des Bischofs Lukas Wazelrode (1489—1512) niedriger. Dieser stellte die Gewölbe wieder her und erhöhte sie um 3 Meter. Am 25. März 1698 wurde durch Blitzschlag die große Spitze des bis dahin gotischen Turmes mit den im Ermland ihres Wohlklanges wegen berühmten Glocken sowie das Dach vernichtet und das Innere der Kirche jämmerlich verwüstet. Die Wiederherstellung geschah in dem verdorbenen, kunstlosen Geschmack jener Zeit. Die langen Fenster mit ihren spizen Bogen wurden vermauert. Auch beim Schloß ist dies teilweise geschehen; dafür sind kürzere und breitere viereckige Fenster angebracht. Das Dach legte man, wie heute noch kenntlich, niedriger. Ein schmuckloser Giebel, der das Wappen des Bischofs Potocki (1711—1723) trug, wurde errichtet und oben mit polnischen Schweifungen und Krüzen bekleidet. Auch das Innere wurde nach und nach in demselben „Stil“ eingerichtet, die Kokoko-Altäre von gewaltiger Höhe und Ausdehnung. Potocki setzte dem Turm auch auf seine Kosten 1718 die heutige polnische helmartige Kuppel auf, die trotz der Verschiedenheit des Stils nicht übel zu der gotischen Kirche paßt. Die Kuppel hat 4 Gallerien mit 3 offenen sich verjüngenden Laternen und ist mit Kupferblech beschlagen. Der Turm hat eine Höhe von ungefähr 70 Metern über dem Meeresspiegel und wird gekrönt durch die mächtige, reichvergoldete

Gestalt des hl. Michael. 1870 begann die Restauration in der ursprünglichen Bauart. Der gotische Hochaltar über den drei künstlerischen Glasfenstern ist neu; er wirkt fast zu klein. Die im Rokokostil gehaltene Kanzel ist alt. Im Jahre 1908 wurde die Kirche durch den Kirchenmaler Busch aus Schöneberg bei Berlin von Neuem prächtig ausgemalt. Das Bild des rechts vom Hochaltar belegenen Altars ist eine Kopie des berühmten Gnadenbildes in dem polnischen Wallfahrtsort Czestochau, die sog. „schwarze Maria“ im Gold- und Silbergewande. Als Sehenswürdigkeiten werden gezeigt: eine Statue der hl. Jda, 4 gotische Kelche, 1 Pacifikale, 1 lebensgroßes Kreuzifix, letzteres an der Wand des linken Seitenschiffes. Wegen Besteigens des Turmes wende man sich an den Glöckner Huhmann in der Baderstraße. Sonst ist die Kirche für jedermann zugänglich. Unschön ist der kleine Dachreiter. Der Anbau auf der Ostseite stammt aus der jüngsten Zeit, er zeigt etwas Fremdes, obwohl er sich in den gotischen Stil der Kirche einfügt.

Wir umschreiten die Pfarrkirche im Osten (links), wo von der Mauer der gegenüberliegenden Erzpriesterei die Standbilder der 12 Apostel herabblicken. Alsdann kommen wir an der Kaplanei und der Knabenvolksschule vorbei zur **Röhrenbrücke**. Ueber sie führten von einer Quelle in der Nähe des Eckertsberges seit den Zeiten des Bischofs Johann Stryprock (1355—1373) bis in die Gegenwart (1904) die Röhren der Leitung, welche die Stadt mit frischem Wasser versorgte. Die Röhrenbrücke wurde von dem Bischof und seinem Hofstaat als bequemer Zugang zur Stadt und Pfarrkirche benutzt. Früher befand sich an dieser Stelle der Mauerumwehrung das Schloßtor. Im Sommer 1909 wird die schon baufällige Röhrenbrücke abgebrochen und in Eisenbeton neu aufgeführt werden. Nach ihrer Fertigstellung wird sie zur Er-

innerung an den Aufenthalt des großen Astronomen Nikolaus Koppernikus (vgl. S. 33), der den alten Brückenteg vom Schlosse aus oft überschritten haben mag, den Namen „Koppernikusbrücke“ tragen.

Fast an allen Abzweigungen der Straßen stehen **Begweiserschilder**, sodaß ein Irrtum über die einzuhaltende Richtung so gut wie ausgeschlossen ist. So auch hier eins an der Brücke. Kurz hinter ihr führt geradezu die „Seilergasse“ (links die höhere Mädchenschule) in die Höhe zum **Gckertsberg**, einem großen anmutigen Garten mit Restaurant und guter Aussicht auf die Stadt. Rechts liegt der dem Publikum nicht geöffnete **Fürstbischöfliche Garten**. Der von dem Bischof Johann Sbaški (1688—1697) in ihm errichtete dreistöckige Prachtbau steht nicht mehr; er wurde schon 1705 von den Schweden unter Karl XII. (vgl. S. 37) durch den General Andreas Landskrona, den die Grmländer mit Umstellung der Namensbuchstaben treffend „D Kafar Landsenger“ nannten, von Grund aus zerstört. Verfolgen wir den von der Röhrenbrücke aus eingeschlagenen Pfad weiter, so steigen wir, links den **Dreilindenberg** (schöne Aussicht!) zurücklassend, bis auf die **Schießberge** oder **Fichten** mit ihrem jungen kräftig duftenden Fichtenwald, ihren viel verschlungenen Pfaden und verschwiegenen Ruheplätzchen. Die Schießberge sind erst seit 1884 wieder angepflanzt, nachdem 1832 die herrlichen Laub- und Nadelholzwaldungen der Berge um die Stadt einer unverständigen Generation zum Opfer gefallen waren. Nach links steigt man zu einem düsteren Hohlweg herab, der bedrückt durch die Berge zu der ehemaligen **Nichtstätte** auf einer Wiese in einem kleinen Talkessel führt. Von den Höhen ringsum sah das Volk dem grausigen Schauspiel zu. An diesem Ort hat auch der berühmte Räuber „Kirteufel aus der Hölle“ sein blutiges Ende gefunden. Er hauste in den Jahren 1617 und 1618

als Anführer einer Räuberbande bei der Stadt. Die Räuber verübten die unmenschlichsten Greuelthaten, sie hingen die Menschen mit dem Kopf nach unten in Ameisenhaufen und schützten schwangern Frauen den Leib auf. Rixteufel wurde endlich gefangen und verriet einige seiner Genossen. Ihn selbst zwickte man mit glühenden Zangen und vierteilte ihn, während die anderen Räuber teils durch das Rad, teils am Galgen starben. Ein altes hölzernes Kreuz, das früher an diesem unheimlichen Orte stand, ist jetzt verschwunden. Schließlich bringt uns der Pfad über die Simser zu dem Wäldchen Damerau.

Bei beschränkter Zeit empfiehlt es sich aber nicht, so durch das „Gebirge“ zu wandern. Es ist besser, sofort nach dem Verlassen der Röhrenbrücke linker Hand abzubiegen und auf der „Schloßstraße“ die Wanderung fortzusetzen. An der einzelstehenden Kastanie lassen wir rechts die „Schulstraße“ liegen, die vorbei an der **Höheren Knabenschule** (links), und an der **Mädchenvolksschule** (rechts) durch das „Vorwerk“ und den „Hundegrund“ zum Simsertal führt. Wir kommen zum **Schloß***, dem Juwel und Stolz Heilsbergs. Es ist nach dem Urteil Grollmanns von allen Burgen Ostpreußens am besten in seiner Ursprünglichkeit erhalten und neben der Marienburg die schönste und sehenswerteste. Ueber seine Entstehung ist (S. 25 und 31) schon gesprochen worden. In ihm hat **Nikolaus Koppernikus** sein berühmtes Werk „De revolutionibus orbium coelestium“ verfaßt (vgl. S. 33). Es ist bis auf die 3 Ecktürmchen in den edelsten Formen der Gotik erbaut. Seine Anlage ist für alle Ordens- und Bischofsburgen Preußens charakteristisch. Es liegt auf einer Halbinsel am Zusammenflusse der Alle

*) Die Besichtigung, welche am Vormittag der Sonn- und Feiertage nicht gestattet ist, kostet für die Person 20 Pfg.

und Simser. Die Gesamtburg erstreckt sich von Süden nach Norden und ist im Norden, Osten und Süden geschützt durch zwei Gewässer; außen durch die Simser, im inneren Ringe durch einen künstlichen breiten Wassergraben, den jetzt trocken gelegten **Schloßteich**, der durch den mit einer schattigen Allee bepflanzten **Philosophendamm** von dem genannten Flüsschen getrennt ist. Im Westen deckt das Schloß die Alle und die auf dem anderen Ufer gegenüberliegende Stadt. Dieser vom Wasser umwehrte Platz war in der That wie geschaffen zur Anlage eines festen Hauses. Das gotische Thor in dem Gebäude der Vorkurg, das wir durchschreiten, ist der einzige Einlaß zum Schloß. Zu ihm führte in alter Zeit über den erwähnten Wassergraben (Schloßteich), der mit der Alle in Verbindung gesetzt werden konnte, eine hölzerne Zugbrücke, die in der nach dem Schloß belegenen Hälfte aufgezo gen werden konnte. Der Zugang war durch den noch erkenntlichen Turm rechts geschützt. Dieser scheint das Ueberbleibsel eines besonderen Portores zu sein; an der Südostecke entspricht ihm der große runde Turm. Der Einlaß war auch noch durch Querwände im „Parchem“ behütet. Parchem bedeutet hier einen terrassenähnlichen Zwinger, der — wie noch bemerkbar — sich um das ganze Haus, Vorkurg und Hochschloß herumzog. Er wurde von einer starken Mauer umrahmt, die ihn von dem Schloßteich trennte, und mit Schießscharten, Zinnen und Wehrgängen ausgestattet war. Der Parchem, worunter man sonst auch eine Schloßvorstadt versteht, bildete die äußere Verteidigungslinie.

Durch das Thor eingetreten, sehen wir auf drei Seiten die Gebäude der Vorkurg. In ihren ausgedehnten Räumen lagen die Ställe, die Speicher, die Brauereien, das Mälzhaus, die Bäckerei, Werkstätten und Dienerwohnungen. Jetzt ist in ihnen das **Rgl. Amtsgericht**, Kataster- und Steueramt untergebracht

(geradeaus). Zur Rechten wohnt der Schloßpropst, der Geistliche des Schlosses, das Gebäude zur linken Hand hatte Friedrich der Große als Salzmagazin eingerichtet. Mitten auf dem Platze steht, beschattet von alten Ahornbäumen, auf hohem Sockel ein **Standbild** der **hl. Katharina** aus Sandstein. Auf dem Schloßhof fanden in letzter Zeit die Hinrichtungen statt, während dies, wie erwähnt, vorher auf der Richtstätte im „Gebirge“ geschehen war. Ein blutiger Richtblock mit deutlich sichtbaren Beilhieben, der in dem großen Rundturm der Vorburg aufbewahrt wird, erinnert noch daran.

Nunmehr wenden wir uns nach links zum Hochschloß. Auf dieser Seite ist jetzt die Vorburg offen. Wir schreiten auf einem Damm, der aus dem Mauerwerk des abgebrochenen Mittelschlosses (S. 31) aufgeführt ist und heute die frühere Brücke zum inneren Tor ersetzt, über einen inneren Graben, den sog. Hausgraben. Er war wie der Stadtgraben „ausgefuttert“ und trocken. In friedlichen Zeiten benutzte man ihn als Tier- und Hundezwinger sowie als Geflügelhof. Auf dem nicht sonderlich breiten Raum zwischen Hausgraben und Hochschloß stand das Mittelschloß.

Das Hochschloß ist ein Vierecksbau mit einem fast quadratischen Mauerkörper. Seine innere Seitenlänge beträgt von Osten nach Westen ungefähr 20,3 Meter und von Süden nach Norden 22,1 Meter, die äußere im Süden 40 Meter. Die Ecken des gewaltigen Bauwerks sind teils zum Schmucke, teils zur besseren Verteidigung zu Türmen ausgebildet. An der Nordostecke, der Stelle, wo die Gesamtanlage der Burg am schwächsten ist, ragt malerisch, aus der Mauerflucht vorspringend, der mächtige Bergfried. Er diente als Warte und Luginsland, er war auch die letzte Zuflucht der Besatzung, falls die Belagerer in das Schloß eingedrungen waren. Sein Untergeschoß ist quadratisch, weiter oben wird er achteckig. Das innere Tor an der Südseite,

das wir passieren, wurde besonders sorgfältig bewacht. Es lag ursprünglich wohl in einer durch alle Geschosse gehenden, durch einen Spitzbogen gebildeten Nische, gleich dem Portal der Marienburg. Von seiner versteckten Zelle lugte aus ihr der Pförtner hernieder und rief jeden Eindringling an. Im Falle eines Angriffs wurden aus den in der Nische angebrachten Schießscharten Steine herabgeworfen und heißes Wasser und flüssiges Blei heruntergegossen, um die Anstürmenden abzuwehren. Das ganze Gebäude umlief auf der Höhe der äußeren Mauer ein überdachter, gewölbter Wehrgang mit stichbogigen Oeffnungen als Schießscharten; er führte auch in ununterbrochener Verbindung durch den Bergfried hindurch. Ihm entsprach auf der Innenmauer ein zweiter Wehrgang um den Hof, sodaß selbst dieser im Nothfall beschossen werden konnte. Das Wehrgangsgeschoß ist jetzt geschickt zur Anlage von Arbeits- und Wohnräumen für die Waisenkinder verwertet. Die Heiligenfiguren in den neben dem innern Portal eingehauenen Nischen rühren erst aus neuerer Zeit her.

Das Schloß besteht aus vier Flügeln. Derjenige, welcher den Eingang enthielt, war der wichtigste. Der innere Ausbau der Wohnungen erfolgte in 2 Stockwerken, dem niederen Erdgeschoß und dem Hauptgeschoß. Alle Räume sind kunstreich gewölbt. „Mit der Architektur haben die Plastik und die Malerei gewetteifert, den ermländischen Fürstbischöfen ihr Residenzschloß zu einem zugleich gehaltvollen und angenehmen Aufenthaltsorte zu gestalten. Die noch vorhandene reiche Ornamentierung an den Basen und Kapitalern der Säulen, die zierlichen Konsolen und prächtigen Pilaster, die als Stützpunkte der Gewölberippen dienen, die Engelsköpfe, die die Schlußsteine der Gewölbefelder bilden, sind zum Teil wahre Meisterwerke der Bildhauerei. Ihnen entsprach sicher das gotische Gestühl und die Tische, Kronleuchter und allerhand anderes

Gerät, das dereinst die Räume des Schlosses, vor allem die großen Festsäle schmückte. Geschmackvolle Malereien zierten durchweg ihre Wände und Schildbögen; auch in den Dreiecken der Gewölbefelder waren überall schöne Dekorationen, helles Rankenwerk auf purpurnem Grunde, aufgesetzt, die Rippen in rot, blau, weiß und rotbraun gefärbt". (Erml. histor. Zeitschrift, Heft 42, S. 171.) Hohe gotische Spitzbogenfenster, die von den polnischen Bischöfen leider zum Teil vermauert und viereckig gemacht worden sind, durchbrechen die Außenwand, die Türen münden auf den **Kreuzgang**. Er stellt die Verbindung zwischen den einzelnen Gemächern her und nimmt auch die Treppen auf. In ihm konnten sich die Schloßbewohner selbst bei schlechtem Wetter in frischer Luft ergehen. Der Kreuzgang des Heilsberger Schlosses ist ein steinernes Gedicht. Er stellt „ein Musterstück ernster Würde und zugleich gefälliger und wohltuender Formen“ dar, „eine Anlage, die mit ihrer großartigen Kühnheit und Lustigkeit, ihren herrlichen Gewölben und wunderbar malerischen Durchblicken an künstlerischem Reiz weit und breit seinesgleichen sucht“. Er „bietet ein köstliches Beispiel feinen mittelalterlichen Kunstempfindens“. Der Kreuzgang ist in beiden Geschossen zu offenen Arkaden gewölbt. Das Erdgeschoß ruht auf wuchtigen Granitpfeilern. Das obere Stockwerk schwebt in unerreichter Leichtigkeit auf schlanken achteckigen Pfeilern aus schwedischem Kalkstein. Ueber den Kuppeldächern des Kreuzganges wölben sich die Stichbogen des einstigen inneren Wehrganges, darüber steigt das ziemlich steile Satteldach des Schlosses auf. Mitten auf dem vom Kreuzgang umschlossenen Hofe stand bis vor kurzem (1908) eine Pumpe mit dem Standbild der Gottesmutter. Hell liegt draußen der Sonnenschein über dem Lande, aber hier im Schloßhofe herrscht kühle, weihewolle Dämmerung!

Von dem oberen nördlichen Säulengang, um den

sich die bedeutendsten Räumlichkeiten gruppieren, treten wir zunächst in den großen Festsaal, den **großen Kemter**. Er ist von prächtigen Verhältnissen und übt eine großartige Wirkung auf den Beschauer aus. Fünf, früher sechs Joch eines zwölfteiligen Sterngewölbes überspannen den etwa 10 Meter hohen, 8,8 Meter breiten und 27 Meter langen Raum. Er war ursprünglich umfangreicher wie in unseren Tagen und zog sich bis in den Nordflügel hinein. Er ist durch eine Stellwand häufig in mehrere kleine Räume zerlegt worden. Anfangs (1390) trugen seine Wände nur einfachen, weißen Putz. Darauf wurden sie in den Jahren 1390 bis 1400 mit einem grünroten Kachelmuster ausgemalt. Das Verzierungsmotiv kennt man zwar bei den italienischen Bauten der frühgotischen Periode, im Bereich der norddeutschen Bauwerke steht es jedoch ohne Beispiel da. Zu der gleichen Zeit schmückte man die Wand nach der Kapelle (rechts) mit einem Bilde, das die Krönung Mariä darstellt, in Freskomalerei. Es übertrifft viele andere mittelalterliche Fresken an Kunstwert. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde der große Kemter mit Malereien im Stil der Frührenaissance versehen. Davon sind bedauerlicherweise nur noch spärliche Reste erhalten. 1688 ließ der Bischof Radziejowski (1679—1688) den Fries mit den Wappen der ermländischen Bischöfe herstellen und die freibleibenden Stellen rot bemalen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erhielt der ganze Saal bis auf die Wappen der Bischöfe einen pompösen purpurroten Anstrich. Unter dem letzten Fürstbischof Krasiński (1767—1795) wurde wieder alles weiß überstrichen und mit Landschaften ohne besonderen künstlerischen Wert ausgemalt. Trümmer all dieser geschilderten Malereien sind jetzt durch Abklopfen sichtbar geworden. Ein Parkett von zusammengesetzten Quadraten aus Kiefernholz bildet den Fußboden des großen Kemters. An der Westwand

treten Spuren eines Kamins zutage. In der Südost-
ecke, in der Wand nach der Kapelle, führte einst eine
jetzt vermauerte Steintreppe in den Turm und nach
unten, wie man erzählt, in das Burgverließ. Ganz
deutlich kann man oben im westlichen Wehrgange eine
steinerne Wendeltreppe in der dicken Mauer wahr-
nehmen, die aus dem Hauptgeschoß kommt.

Rechts an der Südostecke liegt die heutige **Kapelle**,
überwölbt von 3 Joche eines 16-theiligen Sternenge-
wölbes. Sie ist mit Freskomalereien geschmückt: Die
drei Engel bei Lot, Isaaks Opferung, Isaaks Braut-
werbung durch Eleazar, Josephs Träume. In einer
Marmortruhe der linken Seitenwand ruhen Reliquien
des hl. Benedikt. Rechts vom Hochaltar geht eine
kleine Steintreppe nach oben. Auf ihr gelangte der
Bischof früher aus dem vorgebauten Mittelschloß in
das noch sichtbare Chor, um von hier aus der Messe
beizuwohnen.

Neben dem großen Remter liegt hinter einem ehe-
mals zu ihm gehörigen Zimmer im Bergfried das
Turmgemach. Eine Wendeltreppe führt aus ihm
nach oben in einen halbdunkeln Raum, dessen zwei
äußere Oeffnungen stark vergittert sind. Eine fenster-
artige nunmehr geschlossene Oeffnung verbindet ihn mit
dem Zwischenzimmer. Man streitet darüber, ob das
Turmgemach ein Verhörzimmer mit Gefängniß oder
eine Kapelle für den Privatgebrauch des Bischofs ge-
wesen ist. Die noch erhaltenen Freskomalereien:
Schweißstuch der Veronika, Moses auf Sinai, Opfer
Abrahams, der Apostel Johannes auf Patmos schreibt
die Apokalypse, sprechen für eine religiöse Verwendung
des Raumes. Vielleicht hat der Oheim des Kopernikus,
der Bischof Lukas Wazlerode, dessen Wappen (gelber
Tierkopf und 2 schreitende Beine eines geharnischten
Ritters) neben dem ermländischen (Lamm mit Kreuzes-
fahne) auf der Ostseite zu sehen ist, den Raum nach

dem Brande im Jahre 1497 ausschmücken lassen. Auf der Nordseite scheint sich einst die Wand zu einem Altan geöffnet zu haben.

Auf einem schmalen und kurzen Gang bei dem Turngemach gelangt man durch eine kleine Thür zu einer bequemen Steintreppe, die uns in einen dunkeln gewölbten Raum unter dem Turngemach im Bergfried hinableitet. Eine kreisrunde Oeffnung im Fußboden führt zu dem unter dem Allespiegel gelegenen **Burgverließ** hinab. Es soll aus drei Stagen bestehen, und aus dem untersten der drei Kellergewölbe bei dem Bergfried ein Eingang nach dem tiefsten Raum des Kerkers geführt haben. Die Anlage hat große Aehnlichkeit mit dem „Nürnbergerturm“ in Prag und erinnert an die Novelle des amerikanischen Dichters Poe „Die Wassergrube“. Vermittels einer Winde, die heute entfernt ist, ließ man die Unglücklichen in die „Kammer der Vergessenheit“, wie das Verließ bezeichnend genannt wurde. Düstere Sagen umschweben die unheimliche Stätte.

Unter den Räumen im Nordflügel, die zur Wohnung des Bischofs dienten, verdient besondere Beachtung der **kleine Kempter**, ein stimmungsvolles viereckiges Gemach. Seine Sternengewölbe sind jünger als die des großen Kempters. Auf allen Seiten treten dazu je zwei Spitzbogen aneinander heraus und fallen in vier Rosetten an der Decke zusammen. Die Malerei an ihr, ein außerordentlich schönes Laubmuster in türkischer Art, in weiß oder braun auf Purpurgrund ist durchgängig gut erhalten. Auf der Westseite ist noch das Empfangszimmer der Oberin zu erwähnen. Den **Bergfried**, der früher eine offene Kuppel hatte und um diese höher war, erklimmen wir von der Nordseite her auf einer steinernen Wendel-, dann auf einer Holztreppe, um die lohnende Fernsicht zu ge-

nießen. Am Zusammenflusse der Alle und Simser fällt uns die alte **Schloßmühle** auf, die gleichzeitig mit der Stadt, 1308, privilegiert wurde. Heute ist in ihr eine elektrische Zentrale eingerichtet, welche die Stadt mit diesem modernen Licht versieht. Die Wasserkraft des Flusses wurde schon vormals in hervorragender Weise ausgenutzt. Da drehte nicht nur die gegenüberliegende Mahlmühle lustig ihre gewaltigen Räder; nicht weit davon sauste auch der Hammer einer Kupfermühle auf das Metall; in der Schneidemühle gingen zischend die Sägen durch die gewaltigen Baumstämme auf und nieder, und in der Schleifmühle wurden die Werkzeuge am Stein geschliffen und geschärft. In diese Symphonie der Arbeit mischte sich das Stampfen, das von den Walkmühlen der Tuchmacher und Weißgerber und von den Bohmühlen der Schuhmacher herübertönte. Wahrscheinlich war auch ein „Kuttelhof“, am Flusse gelegen, in dem die Fleischer ihr blutiges Handwerk betrieben.

Ueber die **Alle** berichtet ein Chronist aus früherer Zeit: „Die Fische, die sich darinnen aufhalten, sind alle vom besten Geschmacke: Grundeln, Barschen, Blogen, Dobeln, Schmerlen, Hechte, Kaltraupen oder Quappen, auch an einigen Orten Neunaugen, die insgesamt nur klein oder mittlerer Größe sind, in dem Geschmack aber alle anderen hiesigen Ermländischen Fluß- und Seefische übertreffen. Auch sogar große Wälse sind vor einigen Jahren noch zwischen den Dörfern Markeim, Roggenhausen, Katzen aufgefischt worden. Man hat auch an benannten Orten Lachse, Föhren, Forellen oft in Menge gefangen. Das Allewasser ist mit der besten Güte begabt und hat den Vorzug dieser Art vor allen Stromflüssen im Ermland. Es ist hell und klar, ohne einzigen Geruch ganz rein, sehr wohlschmeckend und der Gesundheit des Menschen überaus zuträglich.“ Die Ufer der Alle umrahmte

kleines Weidengestrüpp, darin hausten Ottern, und Biber bauten dort ihre kunstvollen Häuser. Noch im Jahre 1800 gab es Biber in der Alle.

Von der Höhe des Turmes steigen wir zur Tiefe in die **Kellergewölbe**. Sie sind — einzig in ihrer Art — dreifach über einander gewölbt. Das dritte liegt tief unter dem Flußbett der Alle und ist doch trocken. — Eine empfehlenswerte Aussicht bietet sich auch von den Fenstern des alten äußeren Wehrganges auf der Westseite (jetzt Schlafzimmer der Waisenfinder). Links lagert sich malerisch die rath. Pfarrkirche, und geradezu erblicken wir die auf der alten Stadtmauer aufgeklebten Fachwerkhäuschen. Ueber sie hinaus kann man deutlich bis auf den Marktplatz der Stadt schauen.

Nach der Besichtigung des Schlosses verlassen wir es durch das Thor der Vorkurg auf dem alten Wege. Wir folgen jedoch dem ersten Wege links auf den sog. „Terrassen“. Dabei werfen wir einen Blick nach links auf die gegenüberliegende südliche Seite der Vorkurg mit dem runden Turm an der Südostecke, der einen Sitzungs-saal des ehemaligen Landvogteigerichts enthält. Rechts erhebt sich auf einer Anhöhe das **Kreislazarett**. An seiner Stelle stand seit dem 15. Jahrhundert ein Siechenhaus, verbunden mit einem Kirchlein der hl. Katharina. In ihm hatte der zum bischöflichen Hofstaat gehörige Pö-nitenziar, dem die Leitung der Seelsorge für die Preußen oblag, an allen Sonn- und Festtagen den Gläubigen preußischer Zunge, die des Deutschen nicht mächtig waren, das Wort Gottes zu verkünden. Außer dieser Kirche gab es im Mittelalter noch eine zum hl. Geist, auf der östlichen Seite in unmittelbarer Nähe des Schlosses gelegen. Sie wurde aus strategischen Rück-sichten, um dem Feinde keinen Stützpunkt zu bieten, abgebrochen und ihr Material zum Bau einer Kirche in Bischofsburg verwendet. Endlich ist von **ehemaligen**

Kirchen noch die neue polnische Stanislaw-Kirche zu nennen. Diese ward 1621 durch den Bischof Simon Rudnicki erbaut und nahm den Platz des heutigen Kaplanei- und Knabenschulgebäudes (vgl. S 52) ein. 1824 brach man sie ab. Weiter rechts erblicken wir den heute fast zugeschütteten Boggen-(d. i. Frosch)-Teich. In ihm tummelten sich 1587 noch schöne Karpfen. Wir überschreiten nunmehr die Simserbrücke und bemerken rechts einen versteckten, aber durch ein Drehkreuz und eine Wegweisertafel kenntlichen Pfad.

Es ist der „Neue Weg“, der in das **Simfertal** führt. Ohne Scheu vor irgendwelcher Belästigung kann man auch einsam diesen Pfad wandeln, denn die Diebeshöhlen, welche sich die „Gebirger“ einstmals hier in die Erde gegraben hatten, sind längst durch die Polizei ausgehoben und der Erde gleichgemacht. Zu rechter Hand das Flüsschen Simser, wandern wir empor bis zu dem Berg mit der einsamen Linde, dem **Lindenberg**. Wir ruhen einen Augenblick auf dem Bänkchen und genießen die reizvolle Aussicht. Vor uns liegt die Stadt. Rechts von ihr fallen uns an der Bartensteiner Chaussee das ansprechende gelbliche **Kreishaus** und der langgestreckte rote Bau des neuen **St. Georgs-Krankenhauses** auf. Das Hospital dieses Namens liegt links davon. Diese Stätte mittelalterlicher Barmherzigkeit befindet sich weit vor den Stadtmauern, da sie zur Aufnahme von Aussätzigen und Personen mit ansteckenden Krankheiten bestimmt war. Leider ist ein höchst interessantes gotisches **Heiligenhäuschen**, das wegen Erbauung des Kreishauses abgebrochen wurde, bisher noch nicht wieder aufgebaut worden. Vom Lindenberge machen wir die Wahrnehmung, daß hier die Berge ganz nahe an die Stadt treten, als ob sie dieselben erdrücken wollten. Diese Erscheinung hat Veranlassung zu einer Sage gegeben, die der unglück-

liche ermländische Dichter Theodor Vornowski*) in folgendem formvollendetem Gedicht der Nachwelt erhalten hat:

Heilsberg.

Da liegt sie, schön umschlungen von grüner Berge Kranz,
Voll blumenreicher Täler, die Krone Ermelands,
Mit ihrer schönen Kirche, mit ihrem schlanken Turm,
Mit ihrem alten Schlosse, extrozt dem Zeitensturm.

Das ist der heil'ge Kreuzberg, der dort von ferne schaut,
Und das die Kreuzkapelle, aus frommem Dank erbaut;
Und das sind Heilsbergs Bürger, die sich zum Kirchlein reih'n;
Und hier in grauen Zeiten, hier soll's geschehen sein.

Es war an einem Sonntag, die Glocken klangen hell,
Sie luden hin zur Kirche den Meister und Gesell;
Der Meister kann nicht kommen, er muß im Wirtshaus ruhn,
Der Gesell kann nicht erscheinen, er hat zuviel zu tun.

Es war an einem Sonntag, die Glocken baten fromm:
Komm', Mutter, komm' zur Kirche! Zur Kirche, Tochter, komm'!
Die Mutter kann nicht kommen, sie muß am Herde stehn,
Die Tochter nicht erscheinen, sie muß spazieren gehn.

Zur Kanzel geht der Priester, die Kirche steht verwaist,
Da tönt von selbst die Orgel: Wir bitten den heil'gen Geist.
Die Heil'gen an den Wänden heben zu singen an,
Auf den Altären die Engel fangen zu klingen an.

Der Priester schließt die Predigt und geht zur Messe aus;
Vollendet ist die Messe, der Priester geht nach Haus.
Was wohl der alte Pfaffe den Wänden gepredigt hat?
Ich bin vom letzten Male auf viele Jahr' noch satt.

Sie saßen just zu Mittag mit Weib und Kind und Mann,
Da zog's mit dumpfem Rollen näher und näher heran.
Das sind die Medier Berge, die Gott gesendet hat,
Zu tilgen von der Erde die trotz'ge Sündenstadt.

Ei, wie Gesell und Meister das Spotten da vergaß!
Wie Mutter da und Tochter verlernten jeden Spaß!
Wir haben schwer gesündigt, doch groß ist deine Schuld;
Vergib, was wir begangen, vergib uns unsere Schuld!

*) Geb. 1829 zu Frauenburg; wurde später geisteskrank. — Die „Kreuzkapelle“ ist die Kreuzkirche bei Neuhof; vgl. über diese S. 70.

Da fand man keinen Menschen, der ruhig blieb zu Haus;
In Buß- und Trauergewanden zog Jung und Alt hinaus
Den rollenden Bergen entgegen, ein langer Leichenzug;
Das Zeichen der Erlösung ein blindes Mädchen trug,

Und warf sich vor den Bergen stehend zur Erde hin:
Du weißt, wie sehr ich selber der Sünde schuldig bin;
Ein Kindlein wußt ich sterbend, die Mutter war von Haus;
Wie's Kindlein kaum verschieden, war auch die Messe aus.

Da scholl's aus Wolken nieder, die Berge blieben stehn:
Um dieser Jungfrau willen, die Stadt soll nicht vergehn!
Die Stadt ist nicht vergangen, noch steht sie da voll Glanz
Mit Schloß und Turm und Kirche in grüner Berge Kranz.

Das ist der heil'ge Kreuzberg, der dort von Ferne schaut,
Und das die Kreuzkapelle, aus frommem Dank erbaut;
Und das sind Heilsbergs Bürger, im Sonntagschmuck zu sehn,
Sie kehren von der Kirche; und hier — hier ist's geschehn.

Vom Einlindenberg steigen wir die etwas steile
Treppe bis zu einem breiten Wege hinab, der uns über
eine Brücke mit einem Drehkreuz in die Höhe führt.
Rechts zweigt sich ein Feldweg nach dem „Vorwerk“
ab. Wir bleiben aber auf unserm nicht zu verfehlen-
den Pfade und kommen auf ihm fast bis zur Kuppe
eines Berghügels. Hier erblicken wir rechts eine fast
verschüttete Oeffnung, es ist das von Sagen umrankte
„**Teufelsloch**“. Ein unterirdischer Gang, in den man
vor 20 Jahren noch eine Strecke hineinkriechen konnte,
soll vom Schlosse aus hierher geführt haben. In Zeiten
der Not flüchtete wohl die Besatzung der Burg durch
ihn, er mag auch dazu gedient haben, unbemerkt von
den Belagerern Boten zu Freunden auszusenden. Wie
berichtet wird, ist vom Simstertal aus noch ein **geheimer
Gang**, zum Kreuzberge, (vgl. S. 69) gegangen. Auch
von einem dritten heimlichen Wege dieser Art wird in
einer Chronik berichtet. Dieser zog sich angeblich noch
zur Schwedenzeit (1627) von der Mühle zum Schlosse
hin, und zwar in die zweite obere der vier Stagen des Burg-
verließes, wo er durch eine eiserne Thür verdeckt wurde. In

der Tat befindet sich eine solche in der bezeichneten Etage des Verließes. Der Gang soll sich unter dem Flußbett der Simser hingezogen haben und ausgemauert gewesen sein. Ursprünglich vor Fertigstellung der Mühle hatte er seinen Ausgang versteckt in einem ihr benachbarten Gebüsch. Die einzige glaubwürdige Nachricht über einen unterirdischen Gang gibt uns eine Urkunde aus dem Jahre 1481, die im Besitz des Katharinerinnenklosters in Heilsberg ist. Aus ihr geht hervor, daß das Schloß durch die „Heimlichkeit“ mit der Stadt verbunden war. Der Gang lief unter den Wassern der Alle und endigte in der Gegend der heutigen Mälzhäuser („Fleischerstraße“). Ihn mögen die Bürgermeister benutzt haben, in aller Heimlichkeit zum Bischof zu gehen, ohne daß jemand in der Stadt etwas davon ahnen durfte; er sollte es vielleicht auch dem Bischof ermöglichen, zu seinen getreuen Bürgern zu flüchten, wenn er in seiner Burg nicht mehr sicher war.

Vom Teufelsloch aus genießen wir eine herrliche Aussicht in die lieblichen Schluchten des reich bestandenen Tales, durch das in vielen, vielen Windungen durch Erlen- und Weidengebüsch die Simser ihrer Vereinigung mit der Alle entgegeneilt. Entzückende Aus- und Fernblicke bieten sich dem schönheits-trunkenen Auge. Auf einer Erhöhung an der Seeburger Chaussee, die sich kurz hinter dem Kreishaus abzweigt, breitet eine junge Linde, die „**Friedenslinde**“ ihre Nester aus, gepflanzt zum ehrenden Andenken an die im Kriege 1870/71 gefallenen Streiter aus der Stadt.

Wer irgend Zeit hat, lenke seine Schritte noch weiter bis zur **Damerau**, die wir rechts über den abschüssigen Hängen der Simser schon aufsteigen sehen. Ein primitiver Steg bringt uns über das Flüßchen. Das Wort Damerau ist preußisch und bedeutet soviel wie „gewundene, tiefe hohle Talschlucht“, eine Bezeich-

nung, die bei der Lage dieses Wäldchens äußerst zutreffend ist. Es besteht meist aus Nadelholz, wir finden aber auch Eichenbestand darin. In ihm werden die Sommerfeste der Bürgerschaft abgehalten. Die nach einer Talwiese an der Simser vorspringende Landzunge soll baldigst ein Waldhaus zieren. Von der Wiese grüßen die Türmchen eines schmucken Schießhauses mit 6 Schießständen, das die Schützengilde hier 1909 errichtet hat. (Vgl. S. 19.) Vorsicht, wenn die Schießfahne auf dem gegenüberliegenden Berge angesteckt ist! Ein angenehmer Fußweg mit Ruhebänken führt am Wasser der Simser vorbei und umzieht das ganze Wäldchen. Empfehlenswert ist der Blick von der bezeichneten Landzunge in das schluchtenreiche, tief eingeschnittene Tal bis zur Stadt hinüber. Sonntags pflegt gewöhnlich ein Gastwirt draußen zu sein. Die am Rande der Damerau sich erhebende **Sichmühle** ist wegen ihrer schönen Lage sehenswert. Sie führt ihren Namen von den alten, sehr starken Eichen, die im Park stehen. Auf einer steilen Treppe kann man von der Talwiese zu ihr aufsteigen.

Es ist anzuraten, nicht auf der „Seeburger Chaussee“ zurückzukehren. Vielmehr tun wir dies eine Strecke auf dem Pfade durch das Simsertal. Noch vor dem Teufelsloch biegen wir an einer Wegweisertafel, die neben Bänken steht, mit der Inschrift: „Zum Saleskstein“ links ab und klimmen durch Tannenschonungen und wogende Felder munter in die Höhe. Eine ganz wundervolle und nach allen Seiten weit umfassende Aussicht von dem **Schneckenberge**, auf dem wir stehen, ist unser Lohn. Zwar von allen Höhen, die die Bischofsstadt umziehen, ist der Blick auf sie schön, dieser ist aber wohl als der allerschönste zu bezeichnen. Den Vordergrund beherrscht die Pfarrkirche mit ihrem schlanken Turm. Wuchtig und massig ragt dahinter über die roten Dächer der Häuser die gewaltige mittelalterliche Mauerburg

des hohen Torres, „und ob der Gärten grünem Meer steigt braunrot schimmernd, hoch und hehr“, mit blauem Schieferdach rechter Hand das Schloß. — Die Tannenpflanzungen verbinden den Schneckenberg jetzt schon fast mit den in der Nähe dunkelnden Schießbergen. Von den Bänken in der Schonung einmal lohnende Aussicht in das Simstertal, sodann in die Umgegend bis nach dem Dorfe Reichenberg hin.

Unsere Schritte lenken wir jetzt nach der anderen Seite den Schneckenberg hinab, passieren den Nichtstättenweg und steigen zu den **Schießbergen** (vgl. S. 53) auf. Wir durchschreiten sie bis zu einer Bank gegenüber der Ziegelei am Kreuzberg. (Hier schöner Blick!)

Schließlich begeben wir uns auf nicht schwer aufzufindendem Feldwege über die „Guttstädter Chaussee“, links an der erwähnten Ziegelei vorbei durch einen Hohlweg zum **Kreuzberg**. Er ist die höchste Erhebung der südlich vor der Stadt lagernden Bergkette (141 m). In grauer Heidenzeit soll sich auf ihm eine altpreussische Kultstätte befunden haben, ein heiliger Hain. An der Stelle, wo sich jetzt das Zeichen der Erlösung, das Kreuz erhebt, hat der Sage nach im Urwalde eine mächtige Eiche gestanden. Hier opferten die Pogesanier ihren Göttern in dem Heiligtum, das der Fuß eines Fremden bei Todesstrafe nicht betreten durfte, in dem sie aus Ehrfurcht kein Blatt am Baum rührten. Von hier leuchteten zur Zeit der Sonnenwende die Fanale der „Heilfeier“ weit in die Lande. Auch später noch, als die Eingeborenen sich unter die verhasste Herrschaft der Kreuzritter und des ermländischen Bischofs hatten beugen müssen, mögen sie hier wohl verstohlen unter dem Schutze der Nacht zusammen gekommen sein, um an dem geweihten Orte den Göttern ihrer Väter Opfer zu bringen. In den Schluchten ringsum sollen ausgedehnte Begräbnisplätze gelegen haben.

Vom Kreuzberge bietet sich nach allen Seiten hin ein entzückendes Panorama. Der Blick schweift über die Stadt weit ins Land hinaus über Wälder und Seen, Täler und Höhen, Flecken und Dörfer. Die Wahlstatt der Schlacht von Heilsberg läßt sich ebenfalls gut übersehen. Am Fuße des Höhenzuges zieht sich langgestreckt das freundliche Dörfchen **Neuhof** hin, das altpreußische Pilnik (vgl. S. 4), das sich allmählich zu einer Villenkolonie entwickelt, bis zur **Kreuzkirche** und der Kgl. Domäne (vgl. S. 8), die in Erinnerung an die bischöfliche Zeit noch immer das „Amt“ genannt wird. Die Kreuzkirche wurde in Erfüllung eines Gelübdes von dem Bischof Zaluski (1698 bis 1711) erbaut, am 8. Mai 1709 ward der Grundstein gelegt, am 30. September desselben Jahres fand ihre Einweihung statt. An ihrer Stelle stand früher ein altes quadenreiches Kreuz. Links dehnt sich, begleitet von der Alle, die Kgl. Forst, das **Hundegehege** aus. Dies trägt seinen Namen davon, weil sich hier die Hundekoppel des bischöflichen Tafelgutes „Neu-Vorwerk“ befand. Das einzelstehende Haus am Wege nach dem Walde, kurz vor diesem, war das Hundewärterhäuschen. Wer längere Zeit in Heilsberg bleibt, versäume nicht, Spaziergänge in das Hundegehege zu machen, es weist anmutige Parteen auf.

Auf einem Zickzackwege, der sich als Fuß- und Feldweg fortsetzt, steigen wir nach Neuhof hinab. Unter der vom Propst Sett gepflanzten Allee von Laubbäumen kehren wir rechts zur Stadt (Kirchentorvorstadt) zurück. Auf der Allebrücke treffen unsere Augen noch einmal zur Rechten den verwitterten Turm der Pfarrkirche, der hier besonders imposant wirkt, zur Linken das hoch gelegene Hohetor, dessen Spiegelbild sich tief unten in den von blühenden Bäumen umrahmten Wassern der Alle malt.

Hochbefriedigt von den empfangenen Eindrücken

verlassen wir das freundliche Bischofsstädtchen, dem unsere Vorfahren einst den schönen Namen Heilsberg gegeben haben.

„Schon sechshundert Jahre sanken
In den Strom der Ewigkeit,
Seit die Ahnen diesen Boden
Deutschem Volkstum fromm geweiht.
Sei begrüßt aus Herzensgrunde,
Kings von grüner Berge Kranz
Schön im Tale hingebettet,
Du, die Krone Ermelands.“

